DER MITTELBAU UND DIE ZEICHENSÄLE LADEN EIN ZUR DRITTEN VERANSTALTUNG DER VORTRAGSREIHE 7+

VORTRAG 18.00
ARCHITEKTURFOYER
MI. 20.01.10

DR. JÖRG PURNER

Das Auslaufmodell
38 Jahre in Forschung und Lehre

ARCHITEKTURFAKULTÄT DER UNIVERSITÄT INNSBRUCK, TECHNIKERSTRASSE 21, A-6020 INNSBRUCK

DI. Dr. Jörg Purner

Das Auslaufmodell – 38 Jahre in Forschung und Lehre

Nach einem Mitschnitt des an der Architekturfakultät der Universität Innsbruck gehaltenen Vortrages vom 20.Januar 2010.

Zunächst möchte ich mich bei Jan und Celia sowie ihren sichtbaren und unsichtbaren Helfern für die Vorbereitungsarbeiten dieser Veranstaltung bedanken. Inzwischen werdet ihr wahrscheinlich schon bemerkt haben, welche gravierenden Auswirkungen das „Denkmal“ in Form des Beton-Modells unseres Fakultätsgebäudes ausüben kann, das euch hier als Zuhörerschaft entzweit. Man braucht also nichts von architektonischer Gestaltung zu verstehen, um die vorliegende räumliche Situation als nicht gerade gemeinschaftsfördernd zu erkennen. Trotzdem hoffe ich, dass es mir gelingt, euch alle zu erreichen und wünsche mir, dass die technische Anlage aus Mikrofon und Verstärker soweit funktionieren möge, das augenscheinliche räumliche „Stückwerk“ wieder zu einer Gemeinschaft zusammenzufügen.

Meine Redezeit möchte ich in der Weise nutzen, dass ich euch zunächst in einer „frontalen“ Phase alles Mögliche über meinen Werdegang, meine Forschungen und Lehrerfahrungen berichte, mit dem Wunsche, dass daraus in euch Fragen entstehen, die ich in einer „integralen“ Phase beantworten kann. Ich hoffe also, dass euch meine Ausführungen zu einer Diskussion oder Aussprache anregen.

Zunächst möchte ich hervorheben, dass ich das Privileg hatte, nicht nur 38 Jahre, sondern insgesamt 47 Jahre meines Lebens auf universitärem Boden, man könnte auch sagen in der „geschützten Werkstätte“ der Universität, verbringen zu können. Ich weiß natürlich nicht, ob und inwieweit ihr diese Bildungsanstalt als solche „geschützte Werkstätte“ schon zu schätzen gelernt habt. So könnte es zum Beispiel sein, dass euch diese qualitative Dimension deshalb nicht aufgefallen ist, weil ihr euch im Rahmen eurer Tätigkeiten im Banne ganz anderer Dinge bewegt. Begonnen habe ich mein Studium an der Technischen Hochschule in Graz, war dann gegen Ende des Studiums 1969/70 kurz in den USA und habe dort in zwei Architekturbüros gearbeitet. Dabei konnte ich feststellen, dass meine Ausbildung in Graz, die sogenannte „Grazer Schule“, wirklich etwas Fundiertes und „Handfestes“ darstellte. Das heißt ich war trotz anfänglicher sprachlicher Unsicherheiten vom Stand weg in der Lage, mich fachkompetent einbringen zu können. So hatte ich beispielsweise bei meinen Jobs in New York und New Orleans kurz vor dem Abschluss meines Studiums keine Probleme Einreichpläne, Polierpläne und Hochbaudetailpläne zu zeichnen.

Um zu verstehen zu können, warum ich diese 47 Jahre Universität unbeschadet überstehen konnte, möchte ich doch etwas weiter ausholen, um meine akademische „Karriere“ als „Mittelbauler“ in einen größeren Zusammenhang zu bringen und auf die Zeit meiner Geburt

und frühen Kindheit zu sprechen kommen. Dies erscheint mir deshalb sinnvoll, weil dadurch nachvollziehbar wird, dass schwierige äußere Bedingungen, Not und knappe Ressourcen keine entwicklungshemmenden Gründe sein müssen. Sie können sogar kreativitätsfördernd sein, um zum Beispiel zu lernen, mit wenig oder nichts vertretbare Lösungen zu erzielen. Vielleicht wird durch diese Rückschau auch deutlich, dass es für mich von Anfang an normal war, mich bezüglich meiner Lebensweise und Lebensbedürfnisse genügsam und bescheiden zu bewegen, was sich auch auf Hochschulboden bewähren sollte. So habe ich in all den Lehr- und Forschungsjahren meiner Universitätskarriere nach der Devise gelebt, aus den vorhandenen, zumeist knapp bemessenen physischen und geistigen Ressourcen heraus etwas zu machen.

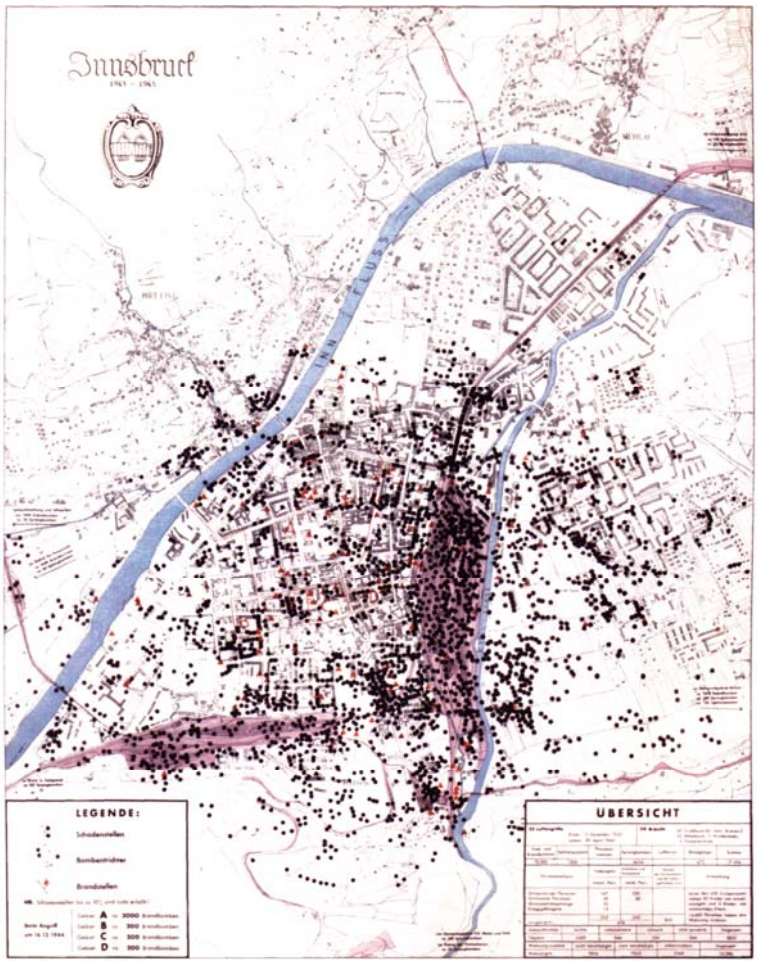
Nun, geboren bin ich 1944, also ein sogenanntes „Kriegskind“, und die bauliche Umgebung meiner ersten Kindheitsjahre hat beispielsweise folgendermaßen ausgesehen. Ich weiß nicht, ob allgemein bekannt ist, dass Innsbruck nach Wiener Neustadt an zweiter Stelle lag, was den Grad der Kriegszerstörung betraf. So hat es in Innsbruck in den Jahren 1944 und 1945 über zwanzig Bombenangriffe gegeben. Solche Bombenangriffe habe ich nicht nur im Mutterleib, sondern auch noch als Säugling erlebt.

Die Vierzigerjahre habe ich als Kleinkind schon relativ bewusst erlebt, sodass ich mich an alles Mögliche aus jener Zeit erinnern kann, in der Innsbruck noch zahllose Bombenruinen aufwies, von denen manche erst in den Sechzigerjahren beseitigt wurden.

Dort, wo sich heute die Rathauspassage befindet hat es zum Beispiel wie in diesem Bild ausgesehen. Solche Objekte waren für meinen zwei Jahre älteren Bruder und mich deshalb ziemlich begehrt, weil wir durch Bretterzäune schauen konnten, um Männer aber auch Frauen dabei zu beobachten, wie sie Schutt wegräumten oder aus diesem alles Mögliche hervorholten. Aus dieser Zeit stammt auch der Ausdruck „Trümmerfrauen“, die, vielfach mit bloßen Händen aus diesen Ziegelhäufen wiederverwertbares Material hervorholten.

Ein anderes Objekt, zu dem wir als Buben eine gewisse Beziehung hatten, war das Hotel Europa. Diese Ruine ist mir deshalb aus frühester Kindheit vertraut, weil sich gleich daneben jenes Gebäude befand, in dem das Kleidergeschäft „Lodenbauer“ untergebracht war. Die

Besitzer dieses Geschäfts waren mit meiner Mutter befreundet. Dadurch ergab sich für uns Kinder hin und wieder die Gelegenheit dieses ruinenhafte Ensemble zu besuchen, weil die ausgebombten „Loden-Bauers“ bis zum Wiederaufbau in einem Stöckelgebäude im Hof wohnten. Wenn einer unserer Besuche fällig war, mussten wir durch die Hofeinfahrt des zerstörten Hauses, was stets mit einem mulmigen Gefühl einher ging. Wir nahmen diese „Mutprobe“ gern in Kauf, weil wir im Hof geradezu paradiesische Bedingungen zum Spielen vorfanden, nicht zuletzt deshalb, weil es auch Spielsachen gab, die die Bombenangriffe überlebt hatten.



Als Orientierungshilfe, wie die Bombentrichter-Landschaft von Innsbruck nach 1945 ausgesehen hat, hier ein Übersichtsplan der in den Jahren 1943 bis 1945 entstandenen Bombenschäden in Innsbruck. Wir haben bis 1950 in der Bienerstraße 15 gewohnt, also in jener nördlich gelegenen Gegend, wo kaum Bombenschäden vorlagen, sodass in meinem unmittelbaren Umfeld ein relativ friedlich anmutendes Ambiente bestand. Aufregend wurde es für uns Buben freilich, wenn wir uns aus irgendwelchen Gründen „in die Stadt“ begeben mussten, etwa um in einer Bretterbude, die sich in einem noch stehenden Trakt der ansonsten völlig zerbombten Stadtsäle unsere Lebensmittelkarten abzuholen. Bis in die Fünfzigerjahre waren Grundnahrungsmittel rationiert, das heißt, man konnte sie in unserem Lebensmittelgeschäft gleich um die Ecke nur kaufen, wenn man dafür eine Lebensmittelkarte hatte. Von dieser wurde beim Einkauf mit der Schere das aufgedruckte Feld „Butter“ oder „Milch“ abgeschnitten. Schlimme Eindrücke der Kriegsschäden ergaben sich für uns auch, wenn wir

zum Bahnhof mussten und dieser wurde von uns trotz seines erbärmlichen Anblicks relativ häufig angesteuert, zumal die öffentlichen Verkehrsmittel damals einen ganz anderen Stellenwert hatten, wie heute. Privatautos gab es ja fast keine, schon gar nicht für einen „Kriegswitwen-Haushalt“, unter den wir fielen.

Ein Gebäude, das als Bombenruine relativ lange, nämlich bis Anfang der Sechzigerjahre das Erscheinungsbild der Museumstraße prägte, freilich nicht in jenem aktuellen Zustand aus dem Jahre 1945, war jenes der Kunsthandlung Unterberger – Ecke Museumstraße, Burggraben, also gegenüber der Wagner‘schen Buchhandlung.

So hat unser Hauptbahnhof nach dem Krieg ausgesehen, wenngleich schon wenige Jahre danach jene Gebäudeteile, die noch einigermaßen in Takt waren, so hergerichtet wurden, dass

man sie im Sinne einer einigermaßen funktionsfähigen Bahnhofshalle nutzen konnte. Die Bahn war zu dieser Zeit von anderer Bedeutung wie heute. Es hat wie schon angedeutet kaum Privatautos gegeben, wodurch die öffentlichen Verkehrsmittel Bahn, Bus, O-Bus und Straßenbahn einen hohen Stellenwert hatten. Der Individualverkehr bewegte sich vor allem auf der Ebene des Fahrrades oder Motorrades.

Mir sind diese Hinweise auf meine frühen Kindheitstage deshalb wichtig, weil, wie heute ja allgemein bekannt ist, die früheste Kindheit für die Entwicklung prägend ist. In meinem Fall möchte ich noch hervorheben, dass wir auf Grund der Kriegsereignisse – mein Vater ist im Frühjahr 1944 in Russland gefallen – sogenannte Mittellose waren. Damals hat es noch keinen Konsum und keine Konsumgesellschaft im heutigen Sinne gegeben. Wir hatten beispielsweise bis 1950 keinen Kühlschrank und kein Telefon. Die Aussicht, dass es einmal Waschmaschine, Geschirrspüler und Fernseher geben würde, bewegte sich jenseits unserer Vorstellung. Erst ab meinem sechsten Lebensjahr ereilte uns der Fortschritt, indem wir mit einem „Achtel-Telefonanschluss“ ausgestattet wurden, was so viel bedeutete, dass wir uns mit sieben anderen Haushalten einen Telefonanschluss teilten, was natürlich zu entsprechender Frustration unter den Teilnehmern führte, da man oft weder anrufen noch angerufen werden konnte, weil ein anderer die Leitung besetzt hielt.

Als Mittellose lebten wir relativ einfach, in einem gemeinsamen Haushalt mit den Großeltern und es war für uns von den materiellen Gegebenheiten her eine eher schwierige Zeit. Trotzdem hatten wir als Kinder ein wunderbares Leben. Wir konnten praktisch überall spielen, obwohl es keine Spielplätze gab. Das war auch gar nicht notwendig, denn jede Schutthalde wurde zum Spielgelände, sofern man sich nicht gerade im Sperrgebiet der Franzosen bewegte, in deren Besatzungszone wir bis in Fünfzigerjahre fielen.

Wie aus den Bildern ersichtlich, wies Innsbruck eine relativ hohes Maß an Zerstörung auf, doch die damals übliche Bauweise hatte den Vorteil, dass es zum Unterschied des Trümmerhaufens von Haiti nicht unbedingt schwerer Räumgeräte bedurfte, um der Situation Herr zu werden. Man konnte also händisch Ziegel auf die Seite räumen, aussortieren und wieder verwenden. Damals war es selbstverständlich, das vorhandene Baumaterial so weit wie möglich wieder zu verwerten, ganze und halbe Ziegel oder auch den Ziegelsplit, der als Füllmaterial Verwendung fand. Die in den Ruinen liegenden Holzbalken wurden zum Teil wieder verwendet oder als Brennholz genutzt. Die damalige Architektur war also in hohem Maße recycelbar, etwas, von dem man heute nur träumen kann. Erst in neuester Zeit findet in dieser Hinsicht eine Ernüchterung statt und man ist darum bemüht, wiederverwertbare Architektur neu zu erfinden.

Mit diesem Foto aus dem Jahre 1951 – ich war damals sieben Jahre alt – möchte ich auf einige weitere Fakten aufmerksam machen, die mir zum Verständnis meiner weiteren Entwicklungsschritte bzw. meiner „Karriere“ wesentlich erscheinen. Man könnte dieses Gruppenbild als symbolisches Abbild der Stufenpyramide der Gesellschaft ansehen, an dem

ich mich aus der Sicht des Fotografen immerhin am oberen Rand befand, allerdings am äußersten, vielleicht schon ein Anzeichen für mein späteres Lehr- und Forschungsgebiet „Randgebiete…..“. Doch ich möchte noch auf weitere „Köpfe“ aufmerksam machen. So befindet sich in unmittelbarer Nähe des Zentrums eine interessante Person mit Vornamen Tillmann und Familiennamen Märk, der sich schon damals nahe am Hauptquartier aufhielt und heute Vizerektor ist. Doch mir erscheinen noch weitere Personen hervorhebenswert, wie zum Beispiel der nette junge blonde Mann, der zweite rechts neben der Zentralfigur in der mittleren Reihe mit dem skeptischen Blick. Damals war er natürlich noch bartlos und kein Kettenraucher. Es handelt sich um Alexander Van der Bellen, der viele Jahre die Partei der Österreichischen Grünen angeführte. In unserer Klasse hatte er deshalb einen relativ schweren Stand, weil er der einzige war, der eine lange Hose anhatte. Seine bessere Ausstattung an Beinkleidung löste somit unter dem Volke seiner Mitschüler nicht Bewunderung aus, sondern wurde in überwiegendem Maße mit Häme quittiert. Wahrscheinlich einfach nur deshalb, weil alle anderen kurze Hosen tragen mussten, die im Winter durch lange Strümpfe gegen die Kälte „aufgerüstet“ wurden. Ich möchte in dieser Stufenpyramide aber nicht nur diese „Elite“ hervorheben, sondern auch auf das vorhandene „Fußvolk“ aufmerksam machen, wobei dieser Ausdruck in diesem Zusammenhang nicht abwertend gemeint ist. So sitzen in der ersten Reihe Mitschüler, die keine Schuhe anhaben, weil sie keine besaßen. Leider standen auch in der mittleren und hinteren Reihe Bloßfüßige, und das im Jahre 1951 in der städtischen Volkschule Dreiheiligen. Damals herrschte also eine Not, wie man es sich heute nur schwer vorstellen kann. Die in unseren Tagen hin und wieder auftauchende Frage „Gab es eine Zeit vor dem Handy?“ vermag ich somit leichten Herzens zu beantworten: „Ja, es gab eine solche Zeit und wir haben sie rätselhafter Weise ohne ersichtliche Schäden überstanden“.

1952

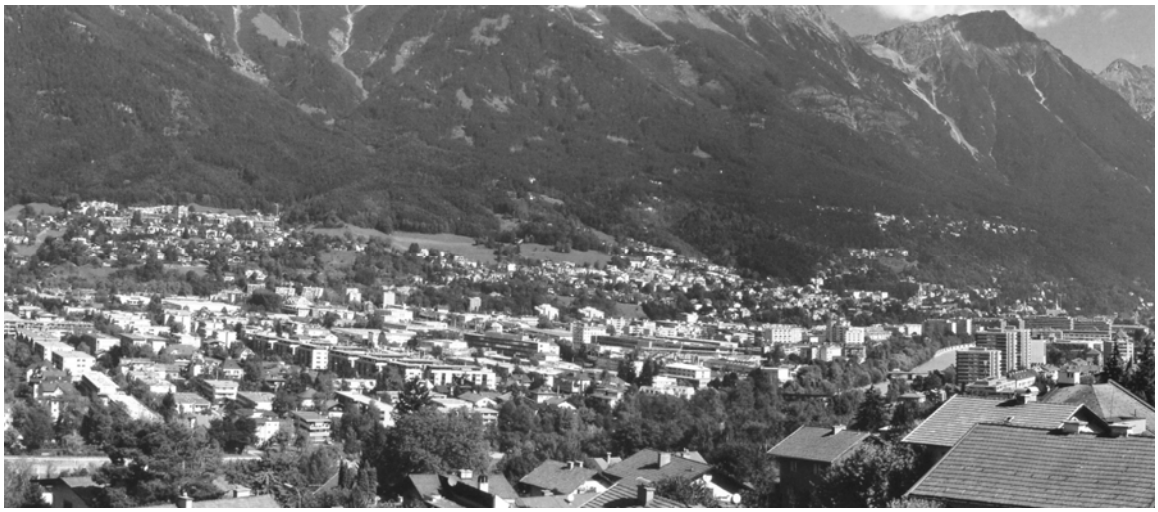
2006

Als Achtjähriger sah der Weg durch die Altstadt vom Markt in Richtung Seilergasse wie links im Bild aus. Rechts ein Foto aus dem Jahre 2006. Zur Erinnerung, auch die Altstadt wies

erhebliche Bombenschäden auf. Etliche Gebäude waren komplett zerstört, viele teilweise. Natürlich war es über die Jahre hinweg auch immer wieder spannend, zu beobachten, wie sich immer mehr dieser Baulücken wieder schlossen, einige freilich erst, als ich bereits in die Realschule am Adolf Pichler Platz ging, die mich auf meinem täglich Schulweg durch die Altstadt führte. Manche Bombenruinen hielten sich so hartnäckig, dass man fast glauben konnte, sie würden nie beseitigt.

1953

In meinem neunten Lebensjahr hat Innsbruck vom Mentlberg aus betrachtet noch so ausgesehen. Man sieht den Verlauf der Mittenwaldbahn von der Karwendelbrücke weg auf einem Bahndamm über die freien Felder und Wiesen in Richtung Allerheiligen Höfe führend. Es gab nur wenige Häuser, die etwas verloren in der Gegend verteilt waren. Wenn mit unserem Großvater ein Ausflug im Bereich der Mittelwaldbahn geplant war, sind wir zum Hauptbahnhof marschiert, in einen Personenzug eingestiegen und zum Beispiel bis zu den Allerheiligenhöfen oder zur Kranebitter Klamm gefahren, um von dort aus eine Wanderung anzutreten. Die Anfahrt zu solchen Ausflügen fand also stets mit öffentlichen Verkehrsmitteln statt und unterschied sich damit wesentlich von heutigen Anfahrten.


2006

Dieses Bild stammt aus dem Jahre 2006 und wenn man genau hinsieht, wird ersichtlich, dass inzwischen weitere Veränderungen im Sinne einer baulichen Verdichtung vollzogen wurden.

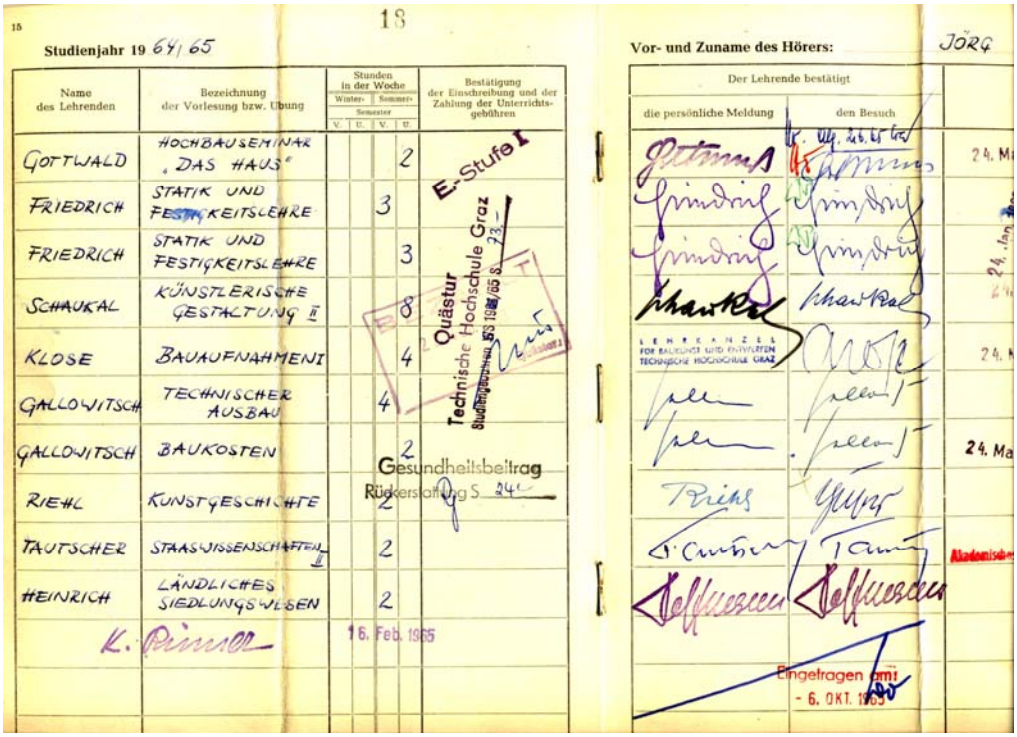
Diese Bilder habe ich deshalb gezeigt, um offenzulegen, dass ich von meiner Kindheit bis heute eine unglaubliche Intensität an Veränderung erlebt habe. Aus der traumatisierten Kriegs- und Nachkriegssituation heraus, also nach dem sogenannten Zusammenbruch – man muss sich vorstellen, dass die Kriegsschäden nicht nur Bauwerke, sondern auch die Infrastruktur betrafen – begann in der Besatzungszeit der Wiederaufbau. Wir waren in der französischen Besatzungszone, die uns sicher weniger Probleme bescherte, wie sie etwa aus sowjetischen Besatzungszonen bekannt sind. Trotzdem war es auch bei uns nicht gerade rosig. So haben neben uns Franzosen gewohnt, mit deren Kindern wir spielten. Auf diese Weise wurden uns Einblicke in die Lebensweise der Besatzer eröffnet, die in uns eher den Eindruck bescherten, dass sie in den von ihnen besetzten Wohnungen nicht wohnten, sondern eher hausten. So war ich einigermaßen schockiert, als ich mit ansehen musste, dass eine Raum nicht nur als Abort Verwendung fand, sondern auch als Brennstoffdepot, indem Stück für Stück der Parkettfußboden herausgerissen wurde, um verheizt zu werden.

Im Jahre 1962 fand meine Matura an der schon erwähnten Realschule – des heutigen Realgymnasiums – am Adolf Pichler Platz statt. Diese Schule galt als ideale Vorbereitung für eine Technische Hochschule, vor allem hinsichtlich mathematischer und geometrischer Grundkenntnisse. Wir hatten bereits in der Unterstufe *Geometrisch Zeichnen* und die ganze Oberstufe hindurch *Darstellende Geometrie* – ein Fach, das mir schriftlich und mündlich als Maturafach zuteilwurde. Durch dieses Fach eröffnete sich mir zum ersten Mal, dass ich möglicherweise gewisse pädagogische Fähigkeiten aufwies. Da mir *Darstellender Geometrie* offensichtlich leicht von der Hand ging, wurde ich vom Lehrer dieses Faches gebeten, mich als Nachhilfelehrer für meine Mitschüler zur Verfügung zu stellen, um sie in relativ einfacher Art und Weise an die Geheimnisse eines geometrischen Vorstellens und Verständnisses heranzuführen. Da es bei uns von zu Hause nur ein Minimaltaschengeld gab, war mir dieser Job als Nachhilfelehrer ganz recht. Auch begann ich mir als Zeichner kleiner Beiträge in den Monatsheften des Alpenvereins sowie des Tiroler Kriegsopferverbandes ein Zubrot zu verdienen. Man könnte auch sagen, dass sich so etwas wie ein zeichnerisches Talent abzuzeichnen begann.

Nach meinem erfolgreichen Abschluss der Realschule übersiedelte ich nach Graz, um dort an der Technischen Hochschule zu studieren. Dies war mir als „Mittelloser“ deshalb möglich, weil ich mit einem Stipendium rechnen konnte. Die Zugsverbindung nach Graz war damals noch eher abenteuerlich. So dauerte die Bahnfahrt über zehn bis zwölf Stunden, weil die Strecke noch nicht durchgehend elektrifiziert und zweimal ein Lokwechsel nötig war. Von Selztal nach Bruck a.d. Mur gab es nur ein Gleis und die Züge fuhren mit Dampf oder Dieselloks.

Im Folgenden ein kurzer Einblick in die Papiere, die man damals als Student mit sich herumgetragen hat. Es hat ein Studienbuch gegeben, das eine höchst einfache und effiziente Form aufwies. Jeder Student trug in dieses Buch pro Semester selbst jene Fächer ein, die er besuchen wollte. Die Stunden der belegten Fächer wurden zusammengezählt und mussten bezahlt werden. Es war also je nach Anzahl der inskribierten Fächer ein unterschiedlich hoher

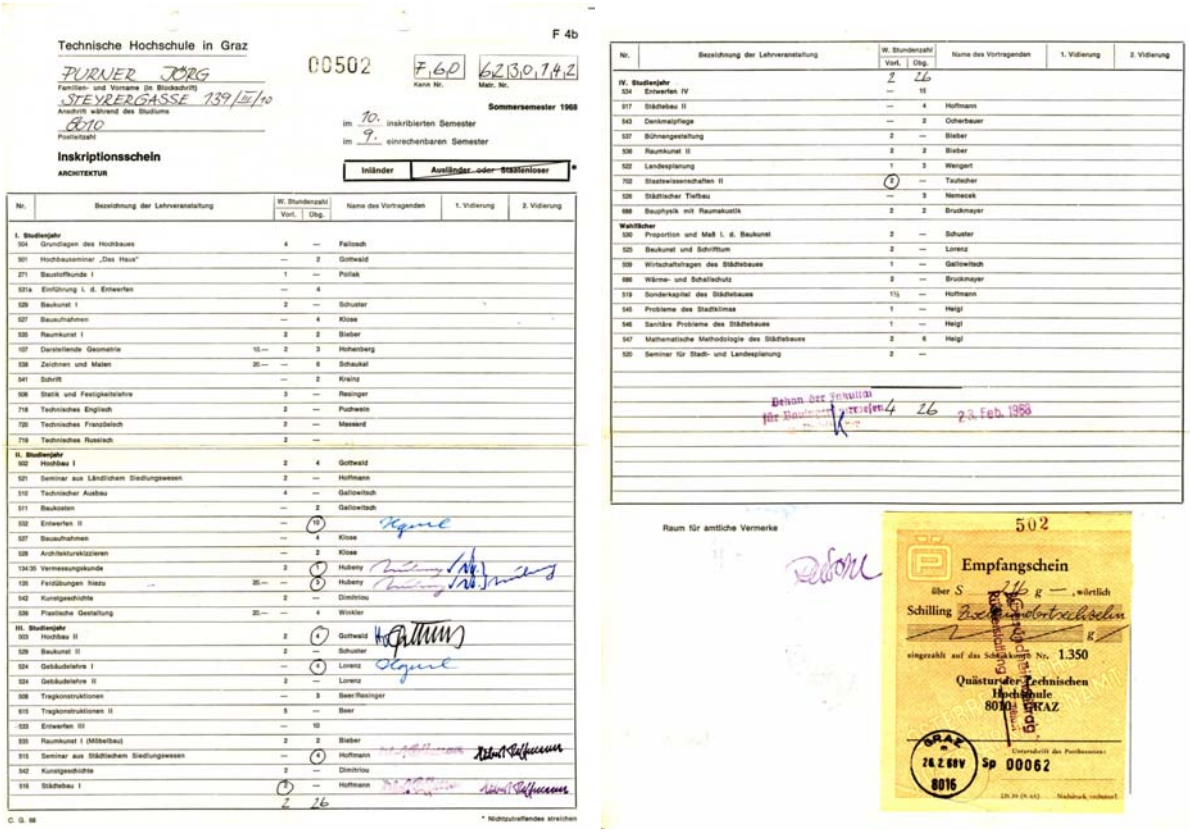
Studienbeitrag zu leisten, was den Vorteil hatte, dass sich jeder vor der Inskription genau überlegte, welche Fächer er belegte. Das Inskriptionssystem war somit sehr einfach und leicht überschaubar. Als vollzahlender Inländer hat man je nach Stundenanzahl 350,00 bis 400,00 Schilling bezahlt. Ich hatte als Mittelloser die Ermäßigungsstufe I und musste in diesem Fall nur 73,00 Schilling berappen. Vielleicht noch zur Orientierung oder Ernüchterung, obwohl ein unmittelbarer Vergleich mit heutigen Preisen nicht möglich ist, damals hat in jenem Gasthaus, das dem Verein der Tiroler Studenten als Stammlokal diente, das kleine Bier in Schilling 1,80 und das große 3,40 gekostet.



Wie schon angedeutet konnte ich als Mittelloser deshalb ein Studium absolvieren, weil ich ein sogenanntes Leistungsstipendium bekam. Zu Beginn meines Studiums betrug mein Stipendium 1100,00 Schilling und wurde einige Jahre später auf 1300,00 Schilling erhöht. Auch wenn es für heutige Maßstäbe absurd klingen mag, ich bin mit diesem Betrag ausgekommen und konnte mir als „Sparmeister" später sogar ein Auto leisten – das erste hat 3500,00, das zweite sogar nur 1000 Schilling gekostet. Freilich muss ich dazu sagen, dass es damals noch keinen Technischen Prüfdienst, also kein Pickerl gegeben hat und ich muss zugeben, dass meine ersten Autos wirklich abenteuerliche Fahrzeuge waren. Insgesamt bin ich als Stipendiumbezieher also recht gut über die Runden gekommen und habe trotz meiner relativ bescheidenen Lebensweise eine tolle Grazer Studentenzeit erlebt. Dabei ist mir zu Gute gekommen, dass ich in meiner Kindheit gelernt hatte, mich in Genügsamkeit zu üben und mit dem Wenigen auszukommen, das vorhanden war.

Das erwähnte Studienbuch hat sich im Laufe meines Studiums dann in der Weise verändert, dass man als Studierender auf einem DIN A4 Blatt, auf dem alle im jeweiligen Semester angebotenen Lehrveranstaltungen verzeichnet waren, jene Fächer anzeichnen musste, die man

belegen wollte. Das neue, vereinfachte Inskriptionssystem bestand also darin, die jeweiligen Fächer mit einem Kreis zu versehen und die daraus resultierende Summe an Stunden am unteren Rand anzuführen. Diese Gesamtstundenzahl war ausschlaggebend, was man zu bezahlen hatte. Natürlich hat sich jeder reiflich überlegt, was er sich pro Semester an Stunden zumuten wollte, weil es ihn ja etwas gekostet hat. Da es einen gültigen Stundenplan gab, konnte man auch vermeiden, dass sich Überschneidungen ergaben. Das Kollisionsproblem von Lehrveranstaltungen, wie wir es heute kennen, hat es damals praktisch nicht gegeben. Man war gewissermaßen seines eigenen Glückes Schmied und konnte im Rahmen des bestehenden Studienplans und seiner Strukturen seinen eigenen Weg wählen. Es herrschte damals also so etwas wie eine echte Lehr- und Lernfreiheit. Nach wie vor war es üblich, sich seine An- und Abtestur zu holen und sich damit seine Anwesenheit bestätigen zu lassen. Gegen Ende meines Studiums, also nach der Achtundsechziger-Bewegung, begann sich dieser Brauch allmählich aufzulösen.


Technische Hochschule in Graz

F 4b

PURNER JÖRG

Familien- und Vorname (in Blockschrift)

STEYRERGASSE 139/III/10

Anschrift während des Studiums

8010

Postleitzahl

00502 | F.60 | 6213,0,7,4,2

Kenn Nr. | Matr. Nr.

Sommersemester 1968

im 10. inskribierten Semester

im 9. einrechenbaren Semester

Inskriptionsschein

ARCHITEKTUR

Inländer | Ausländer oder Staatenloser *

Nr.	Bezeichnung der Lehrveranstaltung	W. Stundenzahl Vorl.	W. Stundenzahl Obg.	Name des Vortragenden	1. Vidierung	2. Vidierung
I. Studienjahr						
504	Grundlagen des Hochbaues	4	—	Failosch		
501	Hochbauseminar „Das Haus"	—	2	Gottwald		
271	Baustoffkunde I	1	—	Pollak		
531a	Einführung i. d. Entwerfen	—	4			
529	Baukunst I	2	—	Schuster		
527	Bauaufnahmen	—	4	Klose		
535	Raumkunst I	2	2	Bieber		
107	Darstellende Geometrie	10.—	2	3 Hohenberg		
538	Zeichnen und Malen	20.—	—	6 Schaukal		
541	Schrift	—	2	Kreinz		
508	Statik und Festigkeitslehre	3	—	Resinger		
718	Technisches Englisch	2	—	Puchwein		
720	Technisches Französisch	2	—	Meisard		
719	Technisches Russisch	2	—			
II. Studienjahr						
502	Hochbau I	2	4	Gottwald		
521	Seminar aus Ländlichem Siedlungswesen	2	—	Hoffmann		
510	Technischer Ausbau	4	—	Gallowitsch		
511	Baukosten	—	2	Gallowitsch		
532	Entwerfen II	—	10			
527	Bauaufnahmen	—	4	Klose		
528	Architekturskizzieren	—	2	Klose		
134/35	Vermessungskunde	2	4	Hubeny		
135	Feldübungen hiezu	20.—	—	5 Hubeny		
542	Kunstgeschichte	2	—	Dimitriou		
539	Plastische Gestaltung	20.—	—	4 Winkler		
III. Studienjahr						
503	Hochbau II	2	4	Gottwald		
529	Baukunst II	2	—	Schuster		
524	Gebäudelehre I	—	4	Lorenz		
524	Gebäudelehre II	2	—	Lorenz		
508	Tragkonstruktionen	—	3	Beer/Resinger		
615	Tragkonstruktionen II	5	—	Beer		
533	Entwerfen III	—	10			
535	Raumkunst I (Möbelbau)	2	2	Bieber		
515	Seminar aus Städtischem Siedlungswesen	—	4	Hoffmann		
542	Kunstgeschichte	2	—	Dimitriou		
516	Städtebau I	1	—	Hoffmann		
		2	26			

C. G. 68 * Nichtzutreffendes streichen

Nr.	Bezeichnung der Lehrveranstaltung	W. Stundenzahl Vorl.	W. Stundenzahl Obg.	Name des Vortragenden	1. Vidierung	2. Vidierung
IV. Studienjahr		2	26			
534	Entwerfen IV	—	15			
517	Städtebau II	—	4	Hoffmann		
543	Denkmalpflege	—	2	Ocherbauer		
537	Bühnengestaltung	2	—	Bieber		
536	Raumkunst II	2	2	Bieber		
522	Landesplanung	1	3	Wengert		
702	Staatswissenschaften II	4	—	Taufecher		
526	Städtischer Tiefbau	—	3	Nemecek		
688	Bauphysik mit Raumakustik	2	2	Bruckmayer		
Wahlfächer						
530	Proportion und Maß i. d. Baukunst	2	—	Schuster		
525	Baukunst und Schrifttum	2	—	Lorenz		
509	Wirtschaftsfragen des Städtebaues	1	—	Gallowitsch		
688	Wärme- und Schallschutz	2	—	Bruckmayer		
519	Sonderkapitel des Städtebaues	1½	—	Hoffmann		
545	Probleme des Stadtklimas	1	—	Heigl		
546	Sanitäre Probleme des Städtebaues	1	—	Heigl		
547	Mathematische Methodologie des Städtebaues	2	6	Heigl		
520	Seminar für Stadt- und Landesplanung	2	—			
		4	26			

Behörde der Technischen Hochschule in Graz

28. Feb. 1968

Raum für amtliche Vermerke

502

Empfangschein

über S 26 g —, wörtlich

Schilling Sechsundzwanzig

g

eingezahlt auf das Schulkonto Nr. 1.350

Quästur der Technischen Hochschule 8010 GRAZ

GRAZ 26.2.68 8016

Unterschrift des Postbeamten:

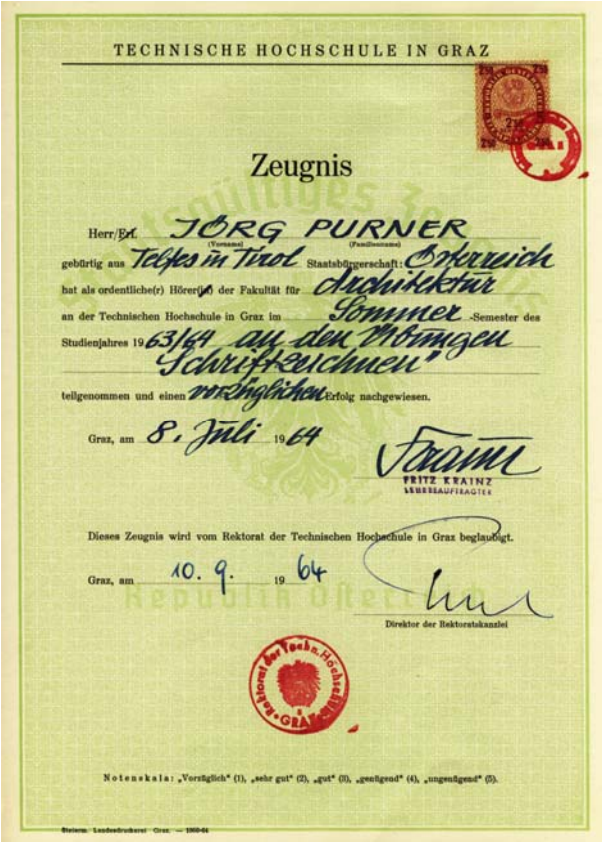
Sp 00062

Nachdruck verboten!

Das aus solchen Studienblättern zusammengesetzte Studienbuch war so etwas wie ein „Pass", mit dem man gewisse „Lehrräume" der Universität betreten und wieder verlassen konnte. Aus heutiger Sicht mutet dieses System geradezu befremdend simpel an, war aber äußerst zweckmäßig und hat sich aus langjährigen Erfahrungen und inneren Notwendigkeiten heraus entwickelt, um mit einfachen Mitteln Ordnung in die Inskription und das Studium zu bekommen.

In dieser Zeit hat es auch noch Zeugnisse gegeben, die wie „echte" Urkunden aussahen, ausgestellt auf einem in grün gehaltenen Formular mit dem Aufdruck „staatsgültiges Zeugnis", mit Unterschrift des Professors und Stempelmarke versehen. Es hat damals

Pflichtfächer gegeben, die man sich heute schwerlich im Rahmen eines Architekturstudiums vorstellen kann, z.B. „Schriftzeichen“ und „Architekturskizzieren“, Fächer die als Grundlagen natürlich ihren Wert hatten und sich auch in einem zeitgemäßen Studienplan als nützlich erweisen würden, zumal sich alle einig sind, dass heute Grundlagen der architektonischen Gestaltung kaum mehr gelehrt werden. Auch das Fach „Ländliches Siedlungswesen“ gehörte zu den Pflichtfächern der Architekturausbildung. Für dieses Fachgebiet hat es in Graz ein eigenes Institut gegeben, das damals noch „Lehrkanzel für Landwirtschaftsbau und Ländliches Siedlungswesen“ hieß und im Rahmen meiner akademischen Laufbahn später von besonderer Bedeutung werden sollte. Natürlich würde es in Tirol auch einen Sinn machen, solche auf landwirtschaftliches Bauen bezogene Fächer anzubieten.



TECHNISCHE HOCHSCHULE IN GRAZ

Zeugnis

Herr/~~Frl.~~ JÖRG PURNER (Vorname) (Familienname)
gebürtig aus Telfes in Tirol Staatsbürgerschaft: Österreich
hat als ordentliche(r) Hörer(in) der Fakultät für Architektur
an der Technischen Hochschule in Graz im Sommer -Semester des
Studienjahres 19 63/64 an den Übungen
„Schriftzeichnen“
teilgenommen und einen vorzüglichen Erfolg nachgewiesen.

Graz, am 8. Juli 19 64

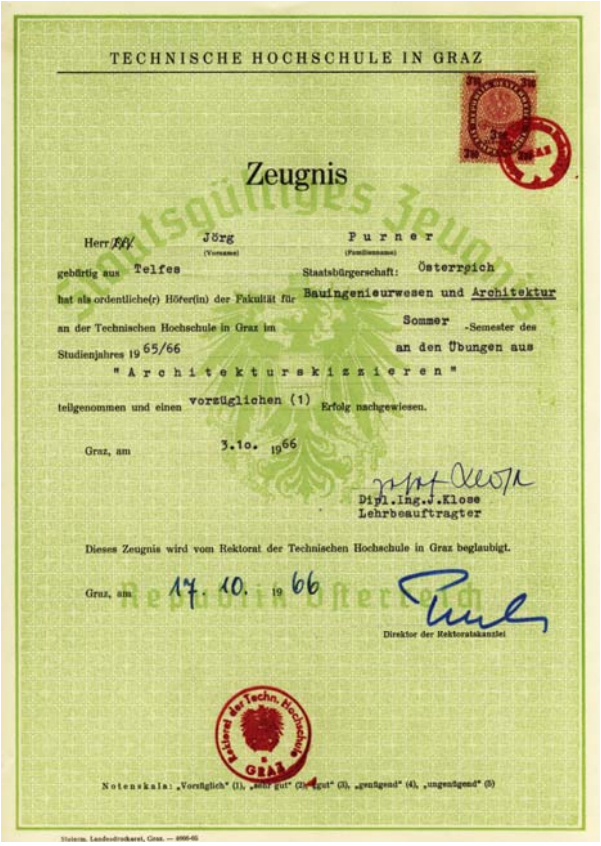
FRITZ KRAINZ
LEHRBEAUFTRAGTER

Dieses Zeugnis wird vom Rektorat der Technischen Hochschule in Graz beglaubigt.

Graz, am 10. 9. 19 64

Direktor der Rektoratskanzlei

Notenskala: „Vorzüglich“ (1), „sehr gut“ (2), „gut“ (3), „genügend“ (4), „ungenügend“ (5).



TECHNISCHE HOCHSCHULE IN GRAZ

Zeugnis

Herr/~~Frl.~~ Jörg (Vorname) Purner (Familienname)
gebürtig aus Telfes Staatsbürgerschaft: Österreich
hat als ordentliche(r) Hörer(in) der Fakultät für Bauingenieurwesen und Architektur
an der Technischen Hochschule in Graz im Sommer -Semester des
Studienjahres 19 65/66 an den Übungen aus
"Architekturskizzieren"
teilgenommen und einen vorzüglichen (1) Erfolg nachgewiesen.

Graz, am 3.10. 19 66

Dipl.Ing.J.Klose
Lehrbeauftragter

Dieses Zeugnis wird vom Rektorat der Technischen Hochschule in Graz beglaubigt.

Graz, am 17. 10. 19 66

Direktor der Rektoratskanzlei

Notenskala: „Vorzüglich“ (1), „sehr gut“ (2), „gut“ (3), „genügend“ (4), „ungenügend“ (5)

Inzwischen hat sich aus meiner Lehrpraxis heraus ergeben, dass das Fach „Schriftzeichnen“ geradezu von therapeutischem Wert sein kann, wenn es um die Entwicklung eines Gespürs und Sinns für Form, Größe, Proportion und Komposition geht. So habe ich mich auf Grund diesbezüglich bestehender Mängel schon vor Jahren entschlossen, Kalligrafie – die Kunst des schönen Schreibens – als Übungsgelände zur Sensibilisierung für diese gestalterischen Aspekte zu nutzen.

Nun habe ich früher schon meinen Aufenthalt in den USA erwähnt. Vielleicht kurz als Orientierungshilfe, welchen Eindrücken ich 1969 und 1970 in den USA ausgesetzt war. Ich möchte deshalb darauf zu sprechen kommen, weil letztlich erst dadurch verständlich wird, warum ich später gewisse Dinge gemacht oder eben nicht gemacht habe.

1969: Was fällt euch dazu ein? Möglicherweise Woodstock oder Hippies, Hand made Houses, Vietnam und die Mondfahrt. Ich habe 1969 im Zuge meiner Architekturpraxis in New York die unglaubliche Euphorie erlebt, die durch die erste Mondlandung ausgelöst wurde und bewegte mich selbst ganz im Banne technischer Fortschrittsgläubigkeit. Nichts schien durch Technik nicht erreichbar zu sein.

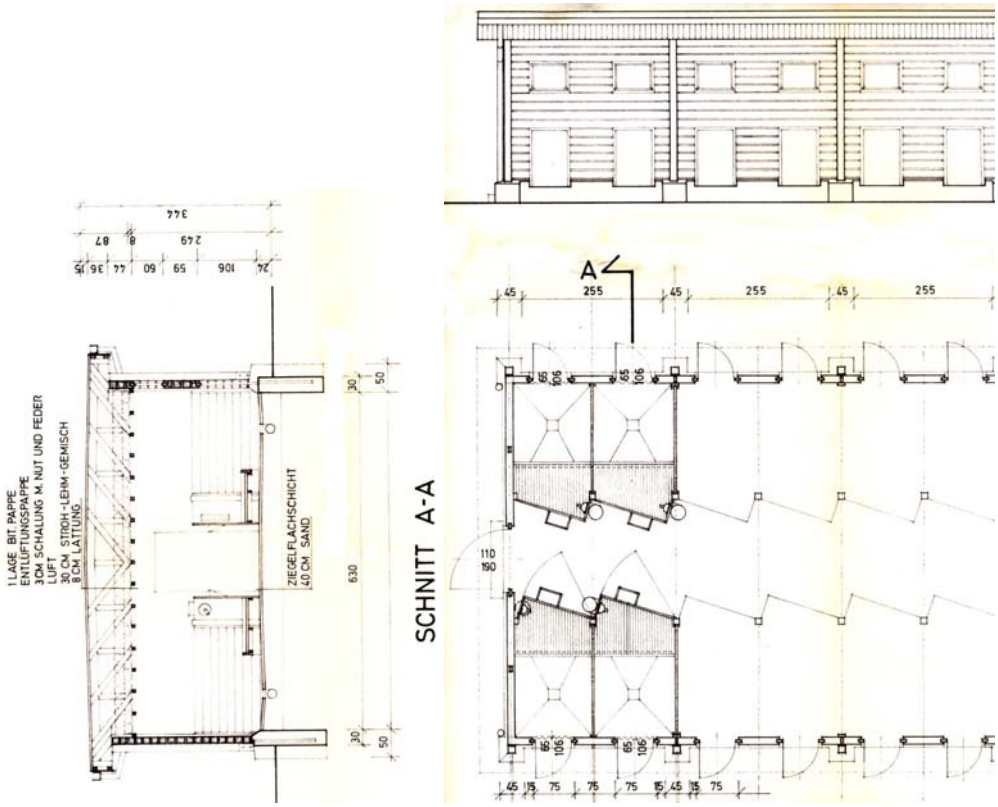
Ein weiteres wichtiges Ereignis in den Jahren 1969/70 war der Bau des World Trade Centers. Vielleicht noch als allgemeiner Hinweis zur Einreise in die USA. Als Österreicher benötigte man ein Einreisevisum und den Nachweis einer Pocken-Impfung, aber es gab ansonsten keine

Kontrollen im heutigen Sinne, also keine Scanner auf den Flufhäfen. Reisen fand damals überhaupt entspannter statt als heute, weil zu diesem Zeitpunkt der Terrorismus, wie wir ihn heute kennen, noch nicht erfunden war. Es war auch relativ einfach in den USA zu arbeiten, vor allem, wenn es sich um eine kurzzeitige Arbeit handelte. In meinem Fall hat sich herausgestellt, dass ich meine Grazer Architekturausbildung offensichtlich so fundiert war, dass ich im Rahmen meiner Büropraxis keinerlei Schwierigkeiten hatte, wenn man von den anderen Maßstäben absieht, die verwendet wurden. In den USA sind nämlich Maßstäbe üblich, wo z.B. ein Zentimeter im Plan nicht soundsoviel Zentimeter oder Meter in der Natur bedeutet, sondern ein Inch für soundsoviel Fuß steht. Es besteht also kein Dezimalsystem, wie bei uns, was höchst gewöhnungsbedürftig ist.

Nach meiner Rückkehr aus den USA erwartete mich das Finale meines Studiums, das ich in meinem Fall in Form einer Staatsprüfung, das heißt einer einwöchigen Klausur mit kommissioneller Prüfung, absolvierte. Ein durchaus empfehlenswerter Studienabschluss, weil man auf diese Weise sich selbst und seinen Prüfern gegenüber der Beweis antreten musste, dass man in der Lage war, in dieser relativ kurzen Zeit ein Entwurfskonzept zu entwickeln und in Form eines Einreichplans samt Modell umzusetzen.

Nach erfolgreicher zweiter Staatsprüfung begann sich in mir wieder so etwas wie Fernweh anzukündigen. Allerdings hatte ich von Amerika so weit genug, dass ich Vorbereitungen traf, mich nach Australien abzusetzen. Vorher wollte ich aber noch einen Computerkurs machen. Damals hat es noch keine PCs oder Macs gegeben. Dass es so etwas einmal geben könnte, wurde zu dieser Zeit schlichtweg als Sience Fiction angesehen. Wohl aber gab es in Österreich bereits Rechenzentren. Allerdings war das Innsbrucker Rechenzentrum noch nicht so weit, dass ich dort einen Kurs hätte belegen können. Zur Erinnerung, 1969 öffnete die Fakultät für Bauingenieurwesen und Architektur ihre Pforten und das Innsbrucker Rechenzentrum befand sich in seiner Aufbauphase. In Graz gab es schon seit etlichen Jahren ein recht gut laufendes. So hab ich mich sozusagen als Postgraduat Student zu einem Programmierkurs in Fortran IV eingeschrieben. In diesem Zusammenhang ist nun das Problem aufgetaucht, dass ich nach Abschluss meines Architekturstudiums kein Stipendium mehr bekam und sich meine Ersparnisse dem Ende zuneigten. Ich benötigte also dringend einen Job, um meinen Lebensunterhalt bestreiten zu können. Da traf ich beim Abholen meines Staatsprüfungszeugnisses einen Kollegen, der von meinem eben beendeten Studium Wind bekommen hatte und auch so weit über meine Fähigkeiten Bescheid wusste, dass er mir offenbar „Höheres“ zumutete. Denn er sprach mich darauf an, ob ich nicht Interesse hätte, ans Institut für Landwirtschaftsbau und Ländliches Siedlingswesen zu kommen, in dem er seit einiger Zeit arbeitete. Es sei wieder einmal ein Posten frei geworden. Der Vorstand dieses Instituts Prof. Hinrich Bielenberg war bekannt, dass er eine ziemlich forsche Art hatte, mit Menschen umzugehen. Das heißt, es sind sehr viele Assistenten gekommen und gegangen bzw. gegangen worden. Diese Tatsache war für mich deshalb kein Problem, weil ich eigentlich vorhatte, mich in sechs Monaten Richtung Australien zu bewegen. So bin ich auf das Angebot eingegangen, nicht weil ich am Fach Landwirtschaftsbau interessiert gewesen wäre oder Assistent werden und eine akademische Karriere einschlagen wollte, sondern weil

ich den dringenden Bedarf nach einem Einkommen hatte. Man könnte auch sagen, dass es „niedere“ Gründe waren, die mich zu meiner Vorsprache bei Prof. Bielenberg motivierten. Nach einem relativ kurzen Gespräch mit dem Ordinarius stand meiner Einstellung als Vertragsassistent nichts im Wege. Charakteristisch für meine erste Assistenentätigkeit war, dass ich mich mit der Planung landwirtschaftlicher Bauten sowie Forschungsthemen zu befassen hatte. Ich wurde also nicht in der Lehre eingesetzt, die der Ordinarius ausschließlich für sich beanspruchte. Mit meinem ersten Projekt, der Planung eines neuartigen Kälberstalles in Rohde, in Norddeutschland, habe ich dann offensichtlich einen recht guten Eindruck gemacht, sodass mir in der Folge auch komplexere Projekte zugemutet wurden. Aus der Sicht jener elitären, formalen Ansprüche, die an unserer Fakultät gepredigt werden, wird dieses Projekt natürlich nur ein mildes Lächeln auslösen.



Bei diesem Projekt handelte es sich um eine spezifische Art eines Stalles, bei dem es nicht nur um eine relativ kostengünstige, sondern auch eine „tiergerechte“ Bauweise ging, was eine Spezialität Prof. Bielenbergs darstellte. Natürlich waren derartige architektonische Erscheinungsbilder nicht gerade das, was ich mir als frisch gebackener Diplomingenieur des Faches Architektur vorgestellt hatte. Auch ich lebte als Absolvent also zunächst in der Erwartungshaltung, ich müsse irgend etwas besonders Beeindruckendes produzieren, wenngleich ich nicht in der Weise von elitären Entwurfsideologien infiziert war, wie sie in erheblichem Maße an unserer Fakultät forciert werden.

Nun, schon nach wenigen Wochen meiner Assistenmtenkarriere wurde mir klar, dass es mit meinem Kurzaufenthalt am Institut und meinem Australienprojekt wohl nichts werden würde.

So musste ich zur Kenntnis nehmen, dass ich an diesem Institut in kürzester Zeit mehr gelernt hatte, wie mein ganzes Studium hindurch, was in mir natürlich das Bedürfnis erweckte, noch mehr zu lernen. Durch die Einblicke in das landwirtschaftliche Bauwesen hat sich mir zum ersten Mal eröffnet, wohin technischer Fortschritt führen kann, weil sich die Folgen davon im Stallbau in besonderer Weise widerspiegeln. Ich erlebte also meine erste Ernüchterung was die Anwendung technischer Errungenschaften in einem Bereich betrifft, wo es um Lebewesen und Lebensqualität geht. Damals ist man relativ unbekümmert mit den Möglichkeiten des Fertigteilstallbaus und der Einführung moderner Aufstallungssysteme umgegangen, hinter denen natürlich entsprechende industrielle Interessen standen. Prof. Bielenberg war aber ein sehr wacher Geist, was den technischen Fortschritt im Stallbau betraf. Man könnte auch sagen, dass er schon so etwas wie ein ökologisches, ganzheitliches Bewusstsein aufwies und damit seiner Zeit um fünfzehn oder zwanzig Jahre voraus war. Dies war unter anderem auf seine Dissertation mit dem Titel „Der Einfluss des Stalles auf die Schweinemast“ zurückzuführen, die er in den Sechzigerjahren als Architekt an der Universität Braunschweig geschrieben hatte. Das Interessante seiner Doktorarbeit lag darin, dass er im Rahmen dieser Arbeit etwas höchst Brisantes entdeckt hatte, nämlich, dass die Bauweise einen Einfluss auf die Tiergesundheit hat, was sich natürlich in Kosten für Tierarzt und Medikamenten widerspiegelt. In den Untersuchungen Professor Bielenbergs hat sich herausgestellt, dass sich sogenannte Primitivstallungen aus Erde und Stroh auf die Gesundheit der Schweine am günstigsten auswirken, gefolgt von Holz- und Ziegelstallungen. Am schlechtesten schnitten Betonstallungen ab. Ihr könnt euch vorstellen, dass diese Doktorarbeit für einige Unruhe in der Bauwirtschaft gesorgt hat, weil sie wirtschaftliche Interessen der Industrie tangierte. Bielenberg wurde dadurch relativ schnell zum Feindbild einer bestimmter Baustoffindustrie-Lobby.

Bielenberg hat auf seine Forschungsergebnisse in der Weise reagiert, dass er, auf traditionelle Baumethoden und Altbewährtes bauend, mit zeitgemäßen Mitteln eine Art „Low-Tech-Bautechnik“ zu entwickeln versuchte. Dabei ging es ihm darum, mit möglichst einfachen und kostengünstigen Mitteln Stallungen zu bauen und zwar so, dass sie von Landwirten weitgehend selbst errichtet werden konnten. Unter diesen Voraussetzungen ist auch das „Projekt Rhode“ erfolgt, von dem ich sagen kann, dass es im Sinne unseres damaligen Erkenntnisstandes „tiergerecht“, baubiologisch, ökologisch (heute würde man sagen, mit kleinem „Öko-Rucksack“ und nachhaltig), ökomomisch (weil kostengünstig) und selbst herstellbar ist. Die an solchen Projekten interessierten Bauern haben von uns Einreichpläne, Polier- und Detailpläne bekommen einschließlich der statischen Berechnungen und der daraus resultierenden Bewährungspläne oder Pläne der Brettlbinder samt Nagelbilder.

Man muss sich vorstellen, dass die Steiermark zu diesem Zeitpunkt eine Art Entwicklungsland darstellte. Das hing unter anderem damit zusammen, dass noch der sogenannte „eiserne Vorhang“ bestand. Dies wirkte sich in der Weise aus, dass in den Grenzregionen im Landwirtschaftsbereich vielfach unglaubliche Verhältnisse herrschten. Aber auch in Teilen der Obersteiermark, wie zum Beispiel beim „Projekt Möstl“ in Semriach, im Norden von Graz, fühlte man sich wie in die Vergangenheit versetzt. In diesem Fall also ein ziemlich

verfallenes Gebäude, das geradezu mittelalterlich anmutet. Zugleich wird ersichtlich, dass es sich um eine recht fruchtbare Gegend zu handeln scheint.

Auch in diesem Fall haben wir vom Institut aus versucht, dem Landwirt einfache, für ihn nachvollziehbare planliche Grundlagen zukommen zu lassen, nach denen er mit relativ bescheidenen Mitteln und Nachbarschaftshilfe seinen Neubau verwirklichen konnte. Von unserer Seite aus fand also so etwas wie „Hilfe zur Selbsthilfe“ statt. Bei derartigen Projekten hat es sich natürlich wiederum bewährt, gelernt zu haben, mit sparsamen Mitteln auszukommen, um damit einfache aber qualitativ vertretbare Lösungen zu erzielen.

Das Stallgebäude „Möstl“ hat wie hier im Bild ausgesehen. Es handelt sich um einen bestimmten Typus, der etwas anders konzipiert wurde, wie das „Projekt Rhode“. In diesem Fall ist das Gebäude in den Hang eingefügt. Bei allen Projekten war die auf die jeweilige Standortsituation abgestimmte Wand- und Deckenkonstruktion von besonderer Bedeutung. Diese hatte nicht nur ihre Funktion als Außenhaut zu erfüllen, sondern musste auch im Sinne eines einfachen Lüftungssystems ohne technische Hilfsmittel funktionieren. Gerade im Stallbau spielt bekanntlich die Lüftung bzw. die Stallklimatisierung eine ganz wesentliche Rolle. In diesem Fall besteht die Wand nicht nur aus Vollholzelementen, die an der Inneseite der vom Bauern selbst vorgefertigten Betonstützen angeschraubt sind, denn zwischen den einzelnen Bohlen sind 5 cm dicke Kokosfaserstreifen eingefügt. Diese spielen bei dieser „Low-Tech-Lüftung“ eine wichtige Rolle. Durch sie wird eine dosierte Stall-Lüftung möglich, wobei es einer bestimmten Anpressung und Verdichtung der Kokosstreifen bedarf,

damit diese „Offenheit“ der Wand nicht zu unverträglichen Zuglufterscheinungen führt. Das Lüftungs- und Klimatisierungsgeheimnis der Decke liegt darin, dass sie nur aus Dachlatten besteht, auf denen über einer offenporigen Unterlage ca. 40 Zentimeter eines Strohlehm-gemisches eingebracht und leicht verdichtet werden. Im baubiologischen Sinne ist so eine Strohlehmdecke geradezu optimal, weil sie einerseit luftdurchlässig und wärmedämmend ist, aber zugleich auch die in großen Mengen anfallenden Schadstoffe der Luft abbindet, zu denen es in Stallungen kommt. Dies hat zur Folge, dass es in solchen Stallungen nicht so penetrant riecht, wie in konventionellen, weil ein Teil der Schadstoffe in gebremster Weise kompostiert wird, was freilich nicht heißt, dass es in diesem Fall nicht nach Schweinestall riechen würde. Die Geruchsbelästigung kommt aber nicht annähernd an einen „normalen“ Schweinestall heran.

Durch diese Projekte bin ich das erste Mal auf das Thema Baubiologie aufmerksam geworden, das zu dieser Zeit im Bauwesen noch keine Rolle spielte. Auch heute wird diese Thematik gerne aus dem Kriterienkatalog baulichen Gestaltens ausgeklammert. In diesem Zusammenhang bin ich auch das erste Mal auf das Gebiet Radiästhesie gestoßen bzw. gestoßen worden. Bevor ich darauf eingehe noch kurz einen Blick in einen Büroraum unseres Instituts.

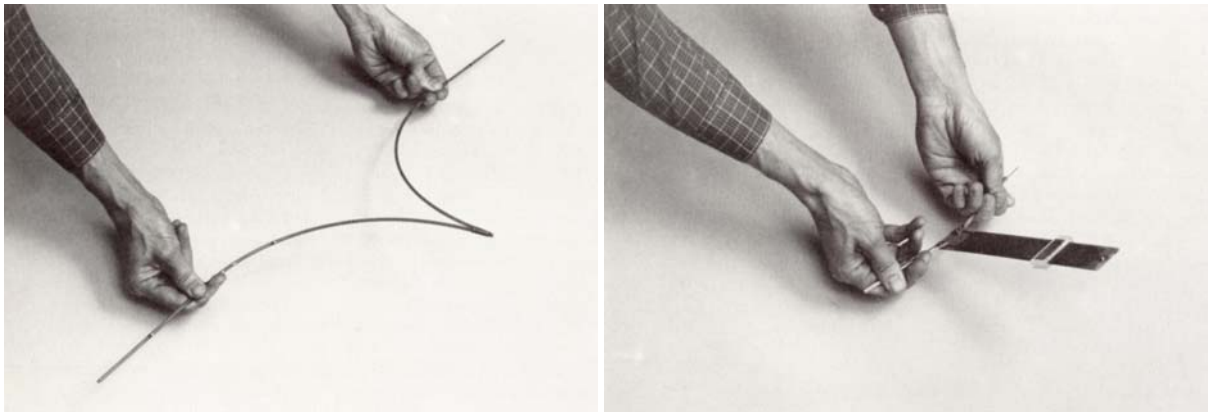
Rechts im Bild mit Krawatte ein Dozent, fachliche Zuständigkeit *Ökologie*. Zum damaligen Zeitpunkt wußte kaum jemand mit dem Begriff Ökologie etwas anzufangen und auch mir war er nicht wirklich vertraut. Ich möchte deshalb einfach in Erinnerung rufen, dass es im Rahmen der Ökologie um die Wechselwirkung von Umwelteinflüssen und biologischen Systemen geht.

Wenn man dieses Bild umdreht und einen Ausschnitt daraus vergrößert, wird deutlich, dass wir teilweise auch etwas „militant“ unterwegs waren. So steht auf diesem Papier „Heutzutage würde ich nicht einmal einen Menschen essen……“. Nun, warum solche Slogans? Ich habe ja bereits erwähnt, dass sich der Ordinarius unseres Instituts aus gutem Grund nicht im Mainstream der gängigen Fortschrittsgläubigkeit bewegte und schon damals ein Bewusstsein für Zusammenhänge aufwies, das viele akademisch Gebildete heute noch nicht haben. Deshalb wurde an unserem Institut schon 1971 die Problematik der „Toxischen Gesamtsituation“ aufgegriffen und in unsere Überlegungen miteinbezogen. Wem das nichts sagen sollte, es ging um das Thema, dass aus einer überdüngten, niedergespritzten und vergifteten Umwelt über die Nahrungskette kumulierende Probleme einer allgegenwärtigen Giftbelastung entstehen, die de facto nicht mehr vorhersehbar, beherrschbar und beurteilbar sind. Also ein hochbrisantes Thema, das bis heute nichts an seiner Aktualität eingebüßt hat, ganz im Gegenteil, die „toxische Gesamtsituation“ hat sich längst im Sinne eines „Super-Gaus“ entwickelt. Ich habe also schon damals einiges mitbekommen, wie es um die Tendenzen unserer zivilisatorischen „Selbstvergiftungkurve“ bestellt ist, etwa die Folgen von Hormonfütterung in der Massentierhaltung auf den Konsumenten.

Um aber noch einmal auf die Doktorarbeit Prof. Bielenbergs zurückzukommen. Er ist durch seine Forschungen nicht nur auf den Einfluss der Bauweise auf die Tiergesundheit aufmerksam geworden, sondern auch auf ein Gebiet, das mich in der Folge noch ausgiebig beschäftigen sollte. So sind ihm bei seinen Besuchen in Stallungen immer wieder ungenutzte, also nicht mit Tieren belegte Bereiche aufgefallen. Nach den Gründen dafür befragt, äußerten sich die Landwirte dahingehend, dass in diesen Buchten oder Boxen gesundheitliche Probleme aufgetreten seien, die möglicherweise mit bestimmten negativen Einflüssen des Untergrundes zusammenhingen. Auf diese Weise wurde Bielenberg auf den Themenkreis terrestrischer Strahlungsphänomene aufmerksam, besser bekannt unter den sogenannten „Erdstrahlen“ und „Wasseradern“. Er wollte mehr darüber wissen und beauftragte mich damit, mich dieser Thematik anzunehmen. Nun möchte ich in Erinnerung rufen, dass ich zu diesem Zeitpunkt auf Grund meiner technischen Ausbildung – ich hatte vor meinem Architekturstudium auch zwei Jahre lang Maschinenbau studiert – sowie meiner Begeisterung für die Weltraumfahrt relativ technik- und fortschrittsgläubig war und eher ein physikalisches Weltbild vertrat. Deshalb konnte ich mir nicht vorstellen, dass an dieser Angelegenheit etwas dran sein könnte. Ich habe mir aber nichts anmerken lassen, um mein ansonsten recht gutes Auskommen mit Bielenberg und damit auch mein Einkommen nicht zu gefährden. So machte ich mich auf, um mich mit der radiästhetischen Szene der Wünschelrutengänger und Pendler auseinander zu setzen. Ich bin dabei in einer Weise vorgegangen, wie sie – dies musste ich inzwischen ernüchtert zur Kenntnis nehmen – in Wissenschaftskreisen bzw. im Rahmen so genannter wissenschaftlicher Arbeiten nicht unüblich ist. Das heißt, ich habe nicht unbefangen recherchiert, sondern im Sinne einer bestimmten vorgefassten Meinung und Erwartungshaltung. In meinem Fall war ich mir sicher, dass Rutengänger und Pendler mehr oder weniger Verrückte oder Scharlatane sind. Bei meinen Begegnungen mit Radiästheten bzw. Radiästhesisten wurde mir auch jede Menge „Futter“ geliefert, das mich darin bestärkte,

dass ich mit meiner Auffassung richtig lag. Anders gesagt, die von mir kontaktierten Rutengänger und Pendler haben es mir relativ leicht gemacht, im Sinne meiner skeptischen bis ablehnenden Haltung Argumente und "Beweise" zu sammeln.

Vielleicht sollte ich noch ergänzen, was unter Radiästhesie zu verstehen ist. Der Ausdruck "Radiästhesie" stellt eine lateinisch-griechische Wortkombination dar, aus "radius" (= Strahl) und "aisthanomai" (= empfinden, fühlen) und bedeutet "Strahlenfühligkeit" oder "Strahlen-empfindlichkeit". Man versteht darunter die Fähigkeit von Wünschelrutengängern und Pendlern, Strahlenwirkungen wahrzunehmen, die von belebten und unbelebten Objekten ausgehen oder mit diesen in Zusammenhang gebracht werden. Ich habe mich vor allem mit der Rute als Anzeigeinstrument beschäftigt.



Im Bild die Rutenhaltung des „Pfötchengriffs“, links an einer Kunststoffrute und rechts an einer moderner anmutenden, der sogenannten „Lecher-Rute“.

Mein vorurteilsbehafteter Zwischenbericht kam bei Prof. Bielenberg freilich nicht gut an und er hat mir nahegelegt, mich mit diesem Thema etwas sachlicher und unbefangener auseinanderzusetzen. Er gab mir auch einige Tipps, durch die ich schließlich auf Forschungs-kreise und Personen gestoßen bin, die sich mit dem Thema Strahlenfühligkeit sehr ernsthaft auseinandersetzten. Unter anderem bin ich dadurch auf einen deutschen Wasserbauingenieur gestoßen, Dipl.Ing. Robert Endrös, der es verstand, "Strahlenfühligkeit" sehr erfolgreich in seine berufliche Tätigkeit zu integrieren. Er schien ein begnadeter Rutengänger zu sein, der auf Grund seiner technischen Ausbildung und Berufslaufbahn sehr darum bemüht war, seine Fähigkeit auch rational zu durchleuchten und messtechnisch abzusichern. Kritisch betrachtet hat er dabei, wie viele andere wissenschaftlich Bemühte, auch Irrwege beschritten und sich Fehlinterpretationen geleistet, die ihm vor allem in universitären Kreisen weitaus mehr angerechnet wurden, als das, was er auf diesem Gebiet an Konstruktivem und Richtungs-weisendem geleistet hat. Dipl. Ing. Endrös hat wesentlich dazu beigetragen, dass ich meine ursprünglich ablehnende Einstellung der Radiästhesie gegenüber zu überdenken begann, um schließlich durch ihn auch die ersten "Einweihungen" in die Handhabung radiästhetischer Instrumente und Mutungstechniken zu erhalten. Ihm verdanke ich auch wesentliche Anleitungen, durch die ich lernte, mich selbst im Sinne eines autodidaktischen Ansatzes zur Radiästhesie in Bewegung zu setzen und auszubilden. Zur Erinnerung, ich trug damals nicht

nur äußerlich sichtbar ein weißes Mäntelchen, sondern war darum bemüht, auch mir selbst gegenüber im wissenschaftlichen Sinne eine weiße Weste aufzuweisen. Dies war der Grund, mir nach langen Überlegungen eine komplizierte Versuchsanordnung „auszukopfen“, durch die verifizierbar ist, ob der produzierte Rutenausschlag statistisch betrachtet im zufälligen oder überzufälligen Bereich liegt. Das kann man zum Beispiel mit sogenannten „Schachtel-versuchen“ machen, die sich statistisch auswerten lassen. Solche Versuche können natürlich einfacher oder komplizierter aufgebaut sein und es müssen über einen längeren Zeitraum bestimmte Mutungs-Experimente durchgeführt werden, um statistisch aussagekräftig zu sein. Eine einfache Versuchsanordnung schaut zum Beispiel folgendermaßen aus: man positioniert zwei undurchsichtige Schachteln und „eicht“ seinen Rutenausschlag, wie man das nennt, auf einen zunächst sichtbaren Gegenstand. Nach dem Verlassen des Raumes lässt man diesen von einer Hilfskraft in einer der Schachteln deponieren und darüber ein Protokoll führen, um in der Folge per Rute zu klären, ob über einer dieser Boxen ein Rutenausschlag erfolgt. Wenn dies der Fall ist, wird dies, natürlich ohne nachzuschauen, im Protokoll der Versuchsperson festgehalten. Über längere Zeiträume durchgeführt lässt sich auf diese Weise im Sinne des wissenschaftlichen Anspruchs eines Doppelblindversuchs feststellen, ob in unserem Fall die statistische Wahrscheinlichkeit eine Trefferquote von 50% herauskommt oder nicht. Bei meinen ersten Experimenten dieser Art war nicht nur für mich überraschend und zugleich irritierend, dass ich auf fast 75% Treffer kam und dadurch statistisch als relativ gut funktionierender Rutengänger bewiesen war, zumindest bezogen auf den von mir gewählten Gegenstand. Nun, einerseits faszinierte mich diese unerwartete Trefferquote, zugleich fragte ich mich, warum nur 75%, denn wenn schon wären mir 100% natürlich lieber gewesen, wie es im Rahmen des wissenschaftlichen Anspruchs nach Reproduzierbarkeit angebracht gewesen wäre.

Ich war zu diesem Zeitpunkt also ganz im Sinne des hier abgebildeten Herrn mit weißer wissenschaftlicher Weste und der dahinter stehenden Geisteshaltung unterwegs. Auch wenn

dieses Bild eine Karikatur der wissenschaftlichen Sichtweise darstellt, sollte dies nicht so verstanden werden, dass ich mich über die quantifizierende Weltanschauungsweise lustig machen oder diese abwerten möchte. Ich weiß sie vielmehr sehr zu schätzen, wenngleich ich sie auch kritisch sehe, weil daraus ein reduktionistisches, sich auf Quantifizierbares beschränkendes Weltbild resultiert, das mit unserer Erfahrung nur in bescheidenem Maße vereinbar ist. Diejenigen, die meine Vorlesung „Randgebiete der Baukunst“ besucht haben, wissen ja bereits aus eigener Erfahrung, dass die Sichtweise der Naturwissenschaften, also die Quantifizierung, eine Weltanschauungsweise ist, de facto nicht „normal“ ist. Ein „normal Wahrnehmender“ realisiert seine Welt im Sinne des Zählens und Messen nur relativ selten. Er nimmt sie normalerweise nicht quantitativ, sondern qualitativ wahr, außer es geht um die Anzahl von Äpfel und Birnen. Ich möchte in diesem Zusammenhang an ein Zitat von Karl Friedrich von Weizsäcker erinnern, in dem er als wesentlichen Verdienst des Urhebers der quantifizierenden Weltanschauungsweise – Galileo Galilei – hervorhebt: „Galilei tat seinen großen Schritt, indem er es wagte, die Welt so zu beschreiben, wie wir sie nicht erfahren…..“. Möglicherweise sollte ich den Inhalt dieses Zitats in anderen Worten wiederholen. Galilei hat einen wesentlichen erkenntnistheoretischen Ansatz in Gang gesetzt, der eine Grundlage der heutigen naturwissenschaftlichen Sichtweise darstellt, nämlich die Welt so zu beschreiben, wie wir sie nicht erfahren. Ich würde empfehlen, sich die Folgen und Problematik dieser Sichtweise einmal in Ruhe zu Gemüte zu führen und sich zu vergegenwärtigen, dass es dadurch zu einer weitgehenden Verdrängung jener Wirklichkeit kommt, wie sie sich uns im Rahmen unserer alltäglichen Wahrnehmung erschließt. Dieser Sachverhalt erscheint mir im Zusammenhang des Faches Architektur besonders bedeutsam, weil Architektur eine nicht so sehr auf Messdaten bauende, sondern primär über die Sinne wirkende und erfahrbare Wirklichkeit darstellt.

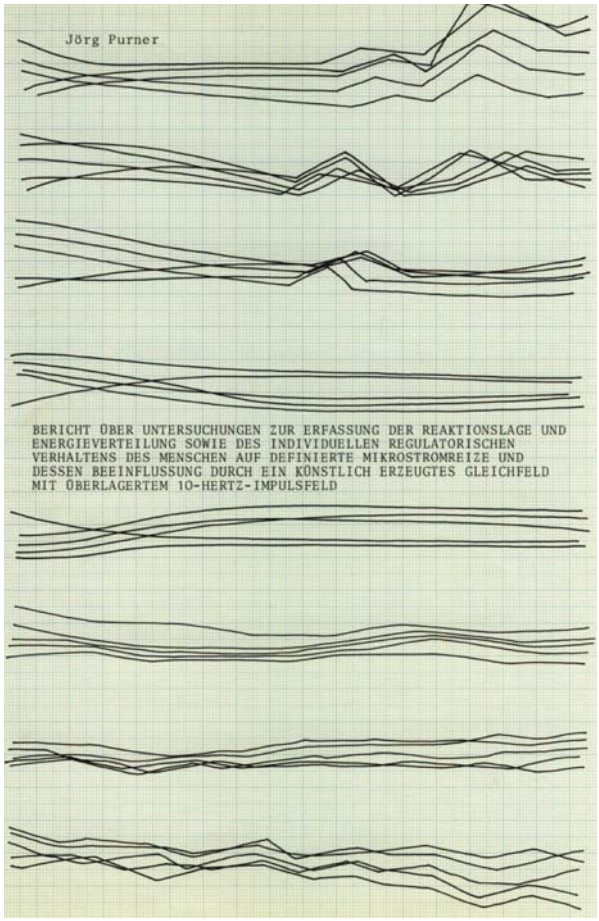
Bezüglich meiner Forschungen zum Thema Radiästhesie war ich also nicht nur als „Fühliger“ bzw. „Mutender“ unterwegs. Ich bewegte mich auch als Praktiker der Galilei’schen

Sichtweise, um diese Phänomenologie im Sinne Naturwissenschaften zu beleuchten und „Beweise“ zu liefern. Im Banne dieser wissenschaftlichen Ansprüche habe ich zum Beispiel mit Unterstützung von Studenten, die sich dafür zur Verfügung stellten, diverse Untersuchungen durchgeführt, bei denen es um den Nachweis der Wirksamkeit subtiler Strahlungsfelder ging. Ich war damals noch Junggeselle, musste also nur für mich sorgen und konnte mir von daher fallweise auch aus meinem eigenen Budget Messgeräte anschaffen, wenn es keine anderen Finanzierungsmöglichkeiten gab. Diese Bemühungen machten natürlich erforderlich hin und wieder weit über den Tellerrand des Faches Architektur hinauszublicken, etwa in der Form, dass ich am Boltzmann-Institut in Baden bei Wien einen Ausbildungslehrgang für die sogenannte „Bioelektronische Funktionsdiagnose“ besuchte. Damals war ich ganz generell im Sinne des Bedürfnisses nach Weiterbildung unterwegs und zwar ausschließlich auf meine Kosten, da sich zu diesem Zeitpunkt von Seiten der Universität kaum Förderungsmöglichkeiten ergaben.

Natürlich habe ich auch versucht, Forschungsgelder zu bekommen, musste aber feststellen, dass unser Forschungsförderungs-System so seine Tücken hat, was einem unter Umständen auch vermiesen kann, überhaupt einen Antrag zu stellen. So bin ich im Zuge eines solchen Förderungsantrags auf recht merkwürdige Dinge draufgekommen, die mir die Fragwürdigkeit des ganzen Förderungssystems vor Augen geführt haben. Es ging im konkreten Fall um eine Unterstützung von 36.000,00 Schilling für einen sogenannten x/y-Schreiber, mit dem man Messkurven aufzeichnen konnte. In diesem Zusammenhang musste ich staunend und einigermaßen ernüchternd zur Kenntnis nehmen, dass in der bestehenden Hierarchie des Förderungsbetriebes Menschen als Gutachter und letztlich Zensoren tätig sind, die fachlich keine Ahnung von dem haben, was sie beurteilen sollen. In meinem Fall bin ich auf diesen Sachverhalt durch folgendes Ereignis aufmerksam geworden. Ich befand mich in der heutigen Kopierstelle der Fakultät – damals waren Kopierer noch so teuer, dass sich einzelne Institute keinen eigenen Kopierer leisten konnten – als mir ein Bauingenieur-Kollege – ich nenne keinen Namen – auf die Schulter klopft und mit den Worten anspricht:„Gel, was du da machst, ist schon a Blödsinn…?“. Nach meiner verwunderten Gegenfrage. „Warum? Wieso kommst du darauf?“ stellt sich heraus, dass er, obwohl fachlich ohne jeglichen Bezug zu meiner Thematik, als Gutachter eingesetzt wurde, um ein Urteil über die Förderungswürdigkeit des Projekt abzugeben. Der werte Kollege war offenbar auch nicht Manns genug, seinen Auftraggebern kundzutun, dass er von der Sache nichts verstand. Vielleicht komme ich später noch auf einen weiteren Fall zu sprechen, bei dem Personen über meine Qualifikation urteilen sollten, die sie selbst nicht aufweisen.

Als ich mich mit diesen Forschungsthemen befasste, standen im Architekturgebäude noch jede Menge ungenutzter Räume zur Verfügung. Vor allem das leer stehende Kellergeschoß unter den Zeichensälen – die Informatik hatte damals noch nicht davon Besitz ergriffen – konnte ich für meine Experimente mit Rutengängern nutzen und auf diese Weise wichtige Erkenntnisse gewinnen. Was die Radiästhesie betrifft hat sich dabei etwas herausgestellt, was in Deutschland etwa fünfzehn Jahre später durch ein aufwändiges Forschungsprojekt im sogenannten „Wünschelruten-Report“ bestätigt wurde: Es gibt Menschen, die statistisch

gesehen rutengehen können und es gibt sehr viele, die es nicht können, leider ohne sich dessen bewusst zu sein. Auf Grund meiner Forschungen kann ich versichern, dass die Wahrscheinlichkeit einen „überzufälligen“, also statistisch „bewiesenen“ Rutengänger zu finden, sehr gering ist. Von daher kann es sich als sinnvoller erweisen, sich auf sein eigenes Gespür zu verlassen.

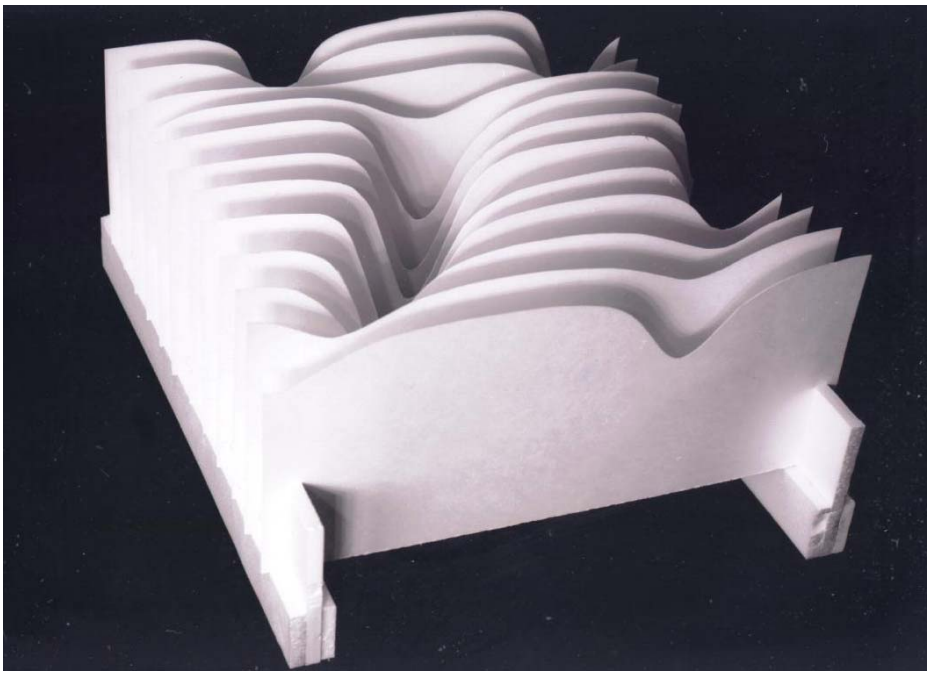


Hin und wieder sind auch unerwartet Sponsoren aufgetaucht, die mich unterstützt und instrumentell „aufgerüstet“ haben, sodass ich beispielsweise im Auftrag der Vertreibers einer Elektroklimadecke eine Versuchsreihe durchführen konnte, bei der es um die Objektivierung der biologischen Wirksamkeit eines künstlich hervorgerufenen 10-Hertz-Impulsfeldes ging. Auf diese Weise habe ich immer mehr in die Ansprüche wissenschaftlichen Arbeitens hineingefunden.

Warum hat es mich immer wieder zu diesen Messungen hingezogen? Nun, ich hatte zu diesem Zeitpunkt die fixe Vorstellung (und diese haben viele Rutenpraktiker und auf diesem Gebiet Forschende bis heute), dass der Rutengänger auf etwas physikalisch Definiertes reagiert und dieses mit seinem Rutenausschlag anzeigt. In dieser Hinsicht gibt es ein geradezu verzweifeltes Bemühen, vor allem in Deutschland, aber auch in der Schweiz und in Österreich, dieses sogenannte Agens im Sinne einer bestimmten physikalischen Strahlung zu finden. Auch ich versuchte jahrelang, solche vermeintlichen Felder und Feldanomalien ausfindig zu machen, die zum Rutenausschlag führen könnten.

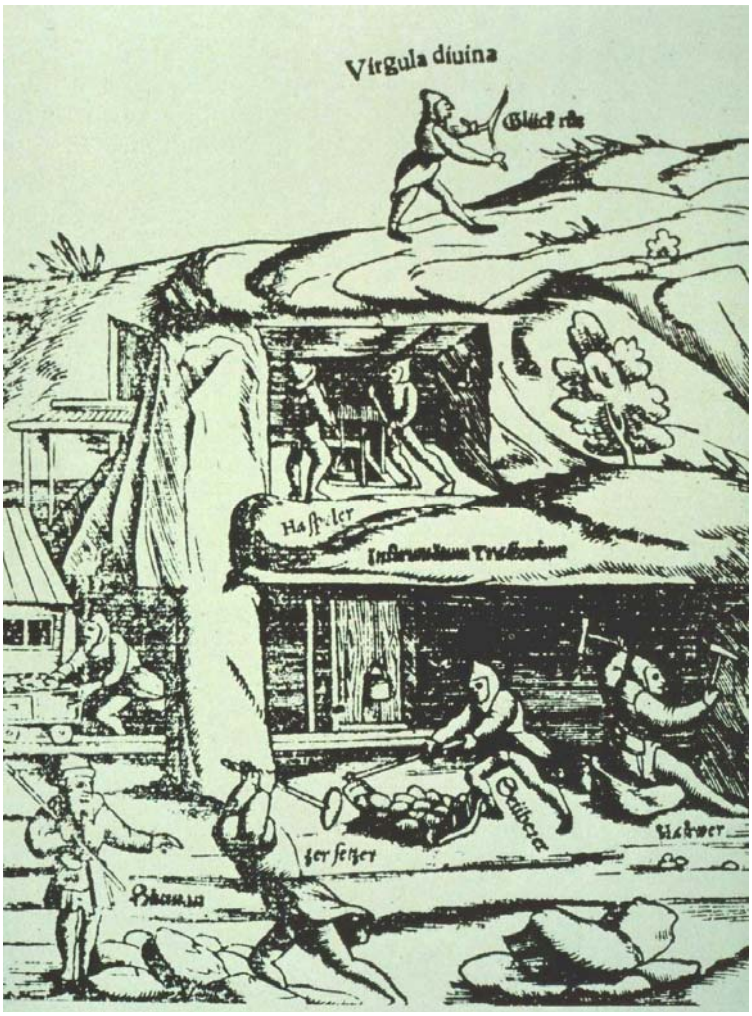
Zu dieser Zeit gab es etwa 75 – 80 Studienanfänger pro Wintersemester. Es herrschten also geradezu paradiesische Zustände bezüglich zeitlicher und räumlicher Rahmenbedingungen und ich konnte die schon angesprochene „geschützte Werkstätte“ optimal für meine Forschungsarbeiten nutzen.

Bei der im Bild präsentierten Versuchsanordnung ist es zum Beispiel um die Messung geomagnetische Feldanomalien gegangen. Mit meinen Forschungen habe ich auch den damaligen Bauphysik-Ordinarius Prof. Brandstätter „infiziert“ und ihn dazu angeregt, sich im Rahmen seiner messtechnischen Möglichkeiten der Untersuchung derartiger Feldschwankungen anzunehmen.



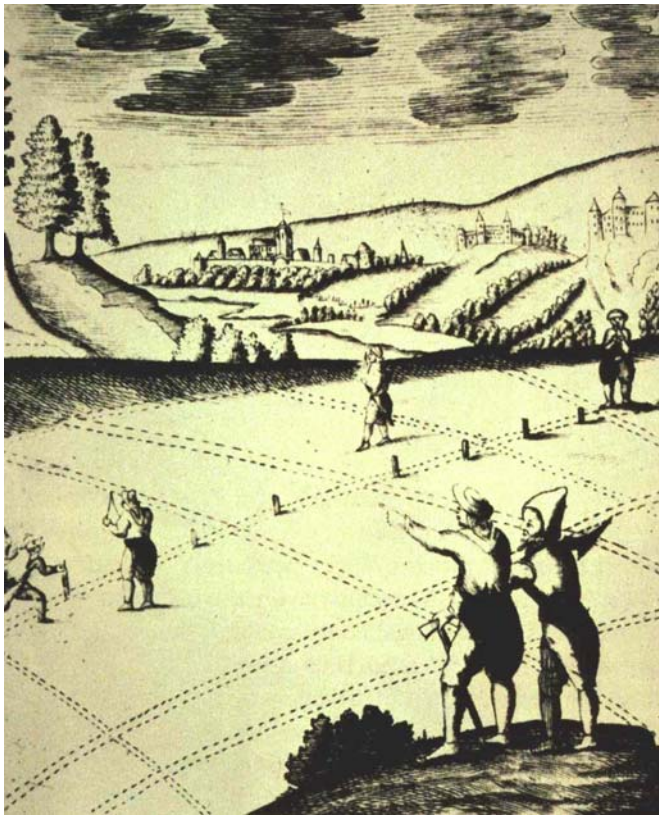
Bei meinen Messungen ergaben sich interessante Feldmuster, so wie die hier in einem Modell dargestellten eines Planquadrats der Größe 4 x 4 Meter, die sich in Form eines relativ regelmäßigen Musters in jenem Bereich des Technikparkplatzgeländes befanden, wo heute das „Europaheim“ steht. Mir standen damals keine Möglichkeiten einer digitalen Auswertung zur Verfügung, sodass ich die analog ermittelten Messkurven in dieser Weise auswertete, um offenzulegen, welche räumliche Verteilung diese Feldanomalien im Sinne „stehender Wellen“ aufweisen.

Ergänzend zu derartigen messtechnischen Bemühungen beschäftigte ich mich mit historischen Fakten zum Rutengehen, um Einblick zu gewinnen, ob es dazu Aufzeichnungen aus früheren Jahrhunderten gab. Besonders in der Bergwerksliteratur wurde ich in dieser Hinsicht fündig, wobei man nicht nur auf Beschreibungen, sondern auch auf Abbildungen stößt.

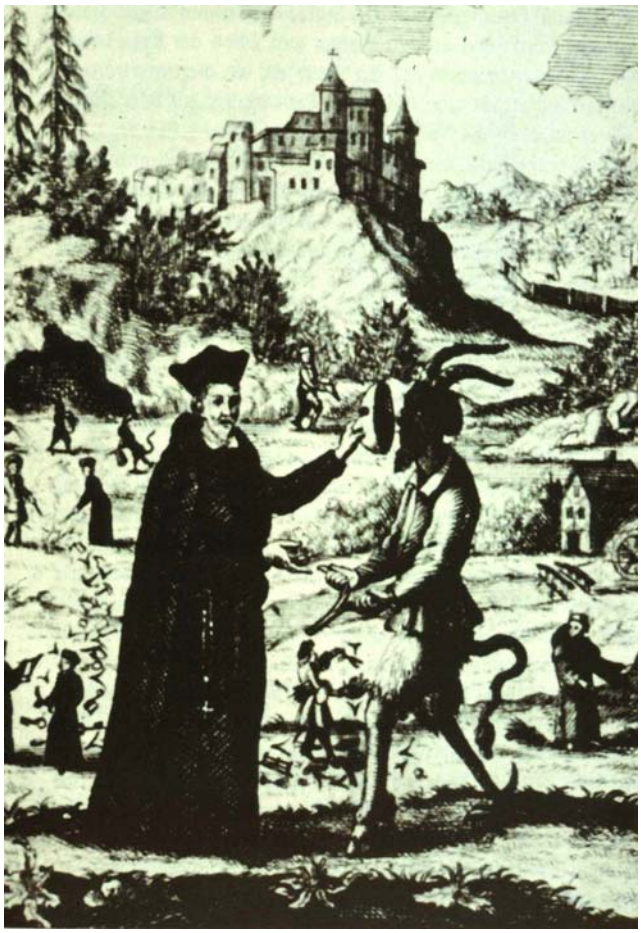


Diese Abbildung stammt aus dem Jahre 1550 aus dem Buch „Cosmosophia universalis“, von Sebastian Münster, in der ein Rutengänger mit einer „Glück rut“ bzw. „virgula divina“ – also einer „göttlichen Rute“ – über das Gelände schreitet, um im Untergrund befindliche Erzlagerstätten anzuzeigen. Zum Thema „Störstrahlungen“ und krankmachende Bodenstrahlung habe ich in historischen Schriften keine Hinweise gefunden. Möglicherweise wurde die Rute in diesen Zeiten lediglich im Bergbau und bei der Wassersuche eingesetzt.

In dieser Abbildung aus dem „Bericht vom Bergwerck“ aus dem Jahre 1617 möchte ich besonders auf die relativ geraden, in diesem Fall auch parallel verlaufenden Zonen aufmerksam machen.



Mehr noch als diese parallelen Streifen spielen in unseren Tagen Kreuzungspunkte und Gitterstrukturen eine Rolle, wie sie in dieser Abbildung im Werk von Balthasar Rössler „Speculum metallurgiae politissimum“ 1700 aufscheinen.



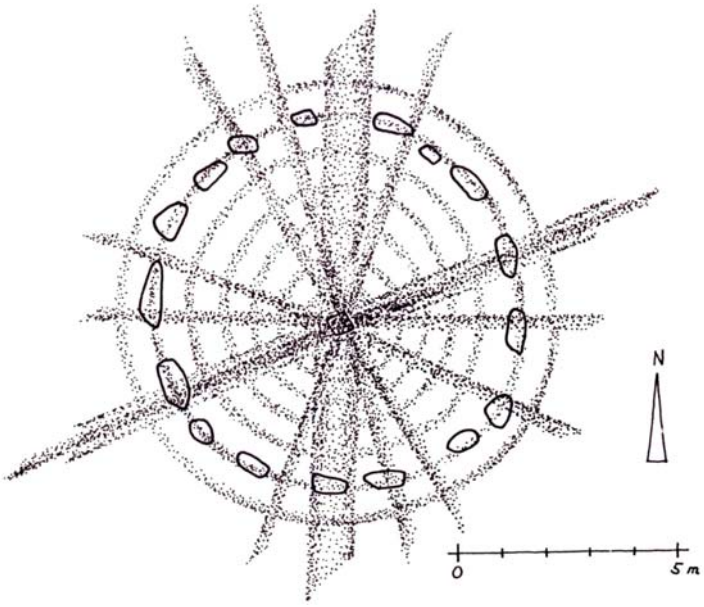
Bei den historischen Recherchen stellte sich heraus, dass offenbar auch die Gegnerschaft der Rutengänger Tradition hat, wie zum Beispiel aus der linken Abbildung aus Theophil Albinus, „Das entlarvete Idolum der Wüschel-Ruthe“ aus dem Jahre 1704 hervorgeht, wo der Rutengänger von einem sichtlich kompetenten Herrn mit kirchlichen Würden als Teufel demaskiert wird. Im rechten Bild, dem Titelblatt zu Johann Gottfried Zeindlers „Panto-mysterium“, Magdeburg 1970, ist unter anderem ein kleiner Teufel zu sehen, der einen über das Gelände schreitenden Rutengänger am Gängelband führt und damit als Ursache des Rutenausschlags dargestellt wird. Da ich in meiner „Rutengänger-Karriere“ selbst mit Gegnern zu tun hatte, waren solche „demaskierende Abbildungen“ natürlich von besonderem Wert, weil für mich einsehbar wurde, dass es offenbar auch in früheren Menschheitstagen eine Gegnerschaft gab, die mit allen Mitteln versuchte, Rutengänger als Scharlatane oder „des Teufels“ zu brandmarken. Freilich sah ich mich zu diesem Zeitpunkt durch meine Forschungsergebnisse in der Lage, mir ein Urteil erlauben zu können, dass Gegner und Anhänger der Radiästhesie mit ihren Extrempositionen Unrecht hatten. Denn aus meinen Versuchsreihen ergab sich, dass es weder gerechtfertigt war, Radiästhesie pauschalierend als Humbug und Aberglauben abzutun, noch Anlass zu übertriebenen Erwartungen in radiästhetische Fähigkeiten bestand. Dies war der Grund, warum ich in meinem 1985 im Gemeinschaftswerk „Mensch, Wünschelrute, Krankheit“ erschienenen Beitrag „Radiästhesie – Erfahrungsfeld zwischen Glauben und Erkennen“ Anhängern und Gegnern gleichermaßen riet, sich auf Grund der Fakten in mehr Zurückhaltung und Bescheidenheit zu üben, um sich

nicht unnötig ins Unrecht zu setzen. Freilich hat mein Apell in keinem der Lager diesbezügliche Reaktionen ausgelöst.

Durch meine Untersuchungen an Studenten, bei denen ich fallweise auch auf das Thema Rutengehen zu sprechen kam, muss dann eine Art "undichte" Stelle entstanden sein, durch die sich herumzusprechen begann, dass sich hier auf universitärer Ebene ein angeblich "normaler" Mensch bewegte, welcher sich unter gewissen wissenschaftlichen Ansprüchen mit dem Phänomen Radiästhesie befasste. So blieb es nicht aus, dass ich zunehmend zu einer begehrten Anlaufstelle wurde, wenn jemand im seriöseren Sinne eine radiästhetische Begehung beanspruchte. Dies hatte zur Folge, dass eine gewisse Zeit lang das sogenannte Ausmuten "gestörter" Plätze zu meinem radiästhetischen Versuchsgelände gehörte. Ich war also gewissermaßen als "normaler" Rutengänger unterwegs, allerdings mit einer statistisch abgesicherten "weißen Weste" im Sinne des Anspruchs von Wissenschaftlichkeit. Dadurch kam es dazu, dass ich mich als Fühliger immer mehr auf "störende", "negative" Energien einstellen und gewissermaßen „eichen“ musste. Durch die ständige Beschäftigung mit Feldanomalien, sowohl im radiästhetischen als auch im messtechnischen Sinne, geriet ich schließlich ganz in den Bann von "Störzonen", "Reizstreifen" und "negativen Strahlungen", was mir zunehmend gesundheitliche Probleme bescherte. So befiel mich immer wieder eine unerklärliche Müdigkeit, die mit meinen Mutungen in Zusammenhang zu stehen schien. Zunehmend hatte ich mit Kreislauflabilitäten zu kämpfen und diffuse Gelenksschmerzen machten mir zu schaffen, die sich in Richtung rheumatischer Beschwerden entwickelten. Schließlich sorgte ein Kreislaufkollaps dafür, endlich aufzuwachen, auf welch gefährliches Gelände ich mich eingelassen hatte.

Ich gab mir also eine Auszeit und Nachdenkpause zum Thema Radiästhesie, in der ich von einem Rutengänger durch die schlichte Frage „Warum suchst du das Negative?“ auf eine andere Blickrichtung der Radiästhesie aufmerksam gemacht wurde, nämlich jene, bei der „positive Zonen“ aufgespürt werden. Dies führte in der Folge zu einem Richtungswechsel der Anwendung meiner radiästhetischen Fähigkeiten. Durch ein im Emerson College südlich von London stattfindendes Architekturseminar bekam dieser Richtungswechsel zusätzlichen Antrieb, weil sich dabei die Gelegenheit ergab, verschiedene Kirchen und prähistorische Kultstätten radiästhetisch zu untersuchen. Damals erfuhr ich erstmals von in England dazu bereits vorliegenden Untersuchungen, denen zufolge sich Kirchen und Kultstätten an Orten befinden sollen, die sich durch eine spezifische Bodenausstrahlung auszeichnen. Ich stieß auch auf Literatur darüber, etwa auf die Bücher von Guy Underwood, John Michell und Nigel Pennick, die sich mit dieser Thematik beschäftigten.

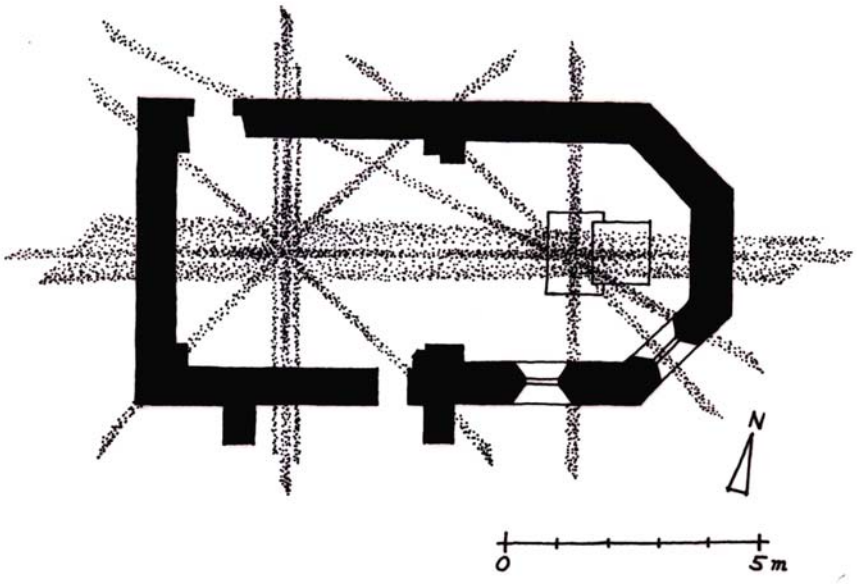
Mein erstes Untersuchungsobjekt im Sinne dieser „positiven Radiästhesie“ war Stonehenge, damals noch frei zugänglich. Heute hat man kaum mehr eine Chance das Innere der Kultstätte zu betreten, außer man hat eine Sondergenehmigung oder gehört zu den „Neo-Druiden“, die alljährlich dort eine Versammlung abhalten.



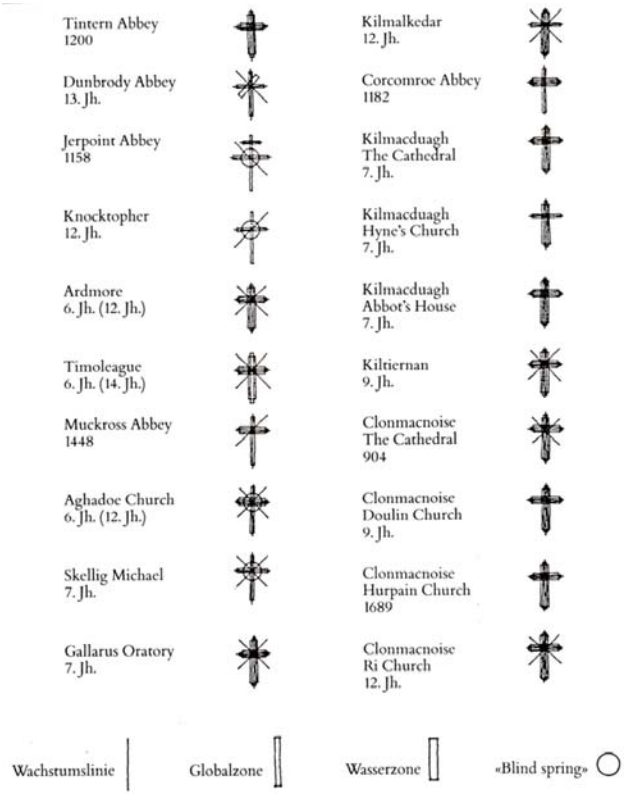
Im Rahmen der radiästhetischen Untersuchung so einer prähistorischen Kultstätte können sich komplexe Reaktionszonenverläufe ergeben, wie in diesem Fall bei einem Steinkreis in Irland. Auch in Stonehenge treten derartige ring- und strahlenförmige Strukturelemente auf, allerdings kann ich davon keine Zeichnung bieten, weil ich mir zu diesem Zeitpunkt noch keine Aufzeichnungen meiner Mutungsergebnisse machte. Auch meine Begehungstechnik, durch die solche Strukturen ersichtlich werden, war noch nicht so weit. Ich kann aus zeitlichen Gründen jetzt nicht näher darauf eingehen, was das für Zonen sind, wie man sie aufspürt und warum sich daraus derartige Bilder ergeben. Wenn sich jemand dafür im Detail interessieren sollte, möchte ich auf Artikel der Institutshomepage oder andere Publikationen dazu verweisen, etwa meine Doktorarbeit. Eine wirklich umfassendere Einführung in diese Phänomenologie findet sich in meinem Buch „Radiästhesie – Ein Weg zum Licht?“, das mir deshalb interessanter und lesenswerter erscheint, weil ich darin auch über Erfahrungen

schreibe, die in meiner Doktorarbeit aus formalen Gründen der Wissenschaftlichkeit ausgespart werden mussten.

Man muss natürlich nicht nach Stonehenge oder sonst wohin reisen, um solche Untersuchungen durchführen zu können. „Orte der Kraft“, so werden solche heiligen Stätten seit Mitte der Siebzigerjahre bezeichnet. Ein ganz besonderer Ort, der auch in meiner Dissertation vorkommt, ist das Kirchlein St. Magdalena im Gschnitztal, dessen Besuch ich auch unabhängig von den vorhandenen Feldmustern empfehlen kann.



Aus radiästhetischer Sicht ergeben sich bestimmte Reaktionszonen, wobei sehr gut ablesbar ist, dass sowohl der ältere Teil als auch der Bereich der späteren Erweiterung signifikante Kreuzungspunkte aufweisen, wobei ich den im ursprünglichen Kapellenraum befindlichen, links im Bild, als qualitativ höher einstufen würde.



Aus meinen Untersuchungen hat sich schließlich eine regelrechte Typologie von Kreuzungstypen ergeben, die Ende der Siebzigerjahre ausschnittsweise in der Zeitschrift „Grenzgebiete der Wissenschaft“ publiziert wurde. Dies wiederum war der Anlass, mich als wissenschaftlichen Berater und Akteur für den ersten Dokumentarfilm zum Thema „Orte der Kraft“ zu engagieren, in dem es unter anderem um die Offenlegung derartiger Zonen und deren Kreuzungen ging.

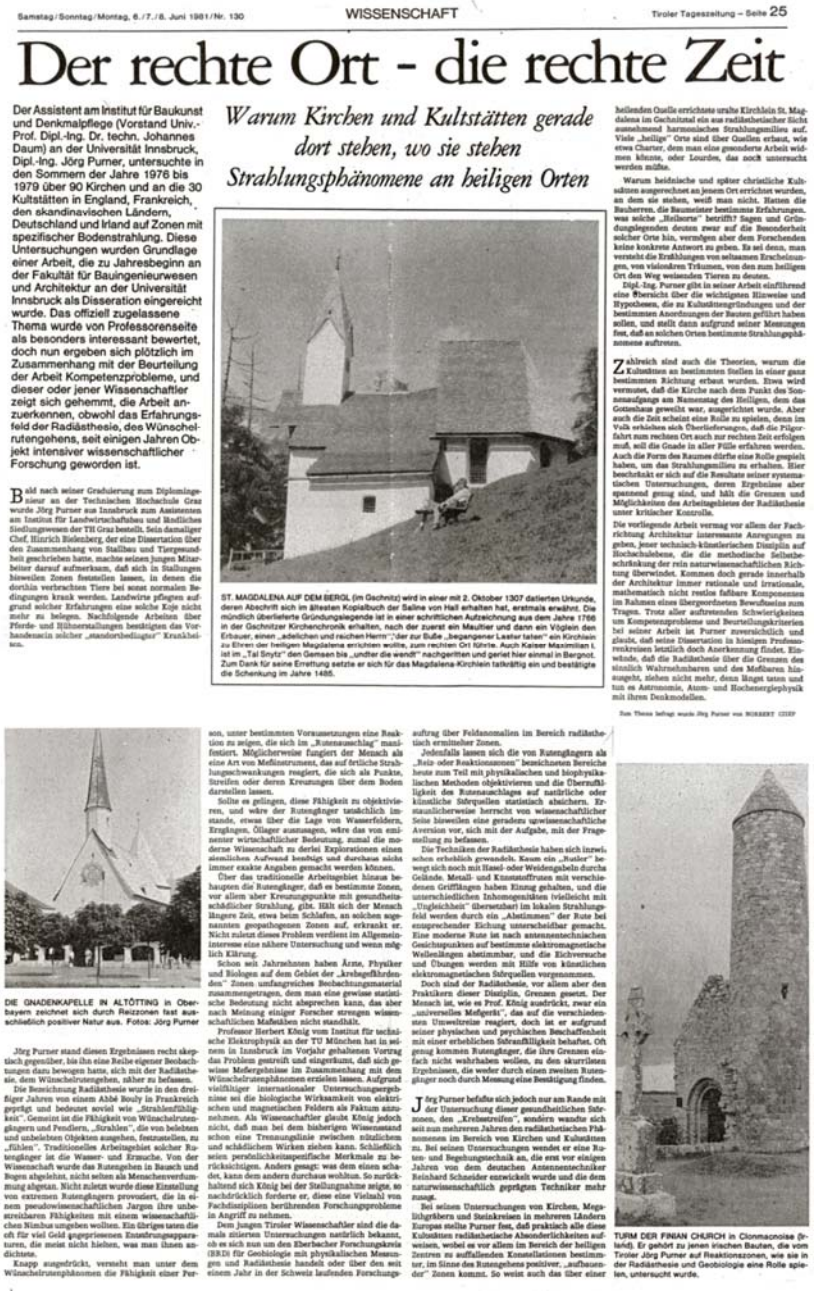
Natürlich ist es schwierig, etwas Unsichtbares im Rahmen eines Dokumentarfilms darzustellen. Ich habe dafür schließlich die Lösung gewählt, bei der durch farbige Klappmaßstäbe

die Zonenverläufe ersichtlich gemacht wurden. Diese Form der Darstellung von Reaktionszonen bewährte sich auch in allen noch folgenden Filmbeiträgen – es sollten immerhin über zehn Projekte werden.

Mein steigender Bekanntheitsgrad als Forscher auf diesem Gebiet hat mich durch anfallende Filmprojekte auch in ferne Länder geführt, etwa nach Namibia und Madagaskar, wo ich vor laufender Kamera heilige Plätze untersuchen sollte oder jenen Ort, an dem, wie rechts im Bild, ein Schamane sein Sikidy-Orakel ausübt, um auf diese Weise Eingebungen aus seiner „Geisterwelt“ zu empfangen. Derartige Dokumentarfilmprojekte haben nicht nur zur Erweiterung meines Erfahrungsschatzes auf diesem Gebiet beigetragen, sondern mir auch zur Einsicht verholfen, dass es offensichtlich überall auf der Welt üblich ist, den Umgang mit solchen besonderen Orten, mit „Orten der Kraft“ zu pflegen.

Im Rahmen meiner forschenden Bemühungen war Radiästhesie also zu meinem Hauptthema geworden, mit dem Schwerpunkt der Untersuchung von Kirchen und Kultstätten. Nach dreijährigen in diesem Sinne laufenden Recherchen und mit dem Dokumentationsmaterial, das daraus entstanden ist, habe ich mich mit Prof. Daum, meinem damaligen Chef zusammengesetzt, um zu besprechen, ob er sich diese Thematik, also Untersuchungen zur Standortsituation heiliger Stätten, als Thema eines Doktorats vorstellen könnte. Er hatte meine über Jahre laufenden Bemühungen mit verfolgt und war als Baukunstprofessor auch deshalb am Thema interessiert, weil die Frage nach den Gründen der Standortwahl von Kirchen und Kultstätten in der Baukunst natürlich von Bedeutung ist. Eine gewisse „Rückenstärkung“ bei seiner Entscheidung erhielt er von seinem Bruder, der als Physiker aus naturwissenschaftlichen Gründen an dieser Thematik Interesse bekundete. Auf die Ereignisse, die nach Abschluss meiner Doktorarbeit folgen sollte, waren wir freilich nicht gefasst. So hat sich wie aus heiterem Himmel von Seiten der Bauingenieure extremer Widerstand geregt, diese Arbeit einer Beurteilung zuführen zu wollen. Dass Bauingenieure überhaupt von dieser Arbeit

Wind bekommen haben, hing damit zusammen, dass die Fakultäten Architektur und Bauingenieurwesen damals noch nicht getrennt waren. Da die Arbeit schon abgegeben und eingereicht war, ließ sich die unter Bauingenieuren rekrutierte Gegnerschaft dann einiges einfallen, um dieses Doktorat zu verhindern, um „dem Image der Universität keinen Schaden zuzufügen“, wie es offiziell hieß. Dazu muss man sagen, dass keiner der sich als Gegner profilierenden Herrn, meine Arbeit gelesen hatte. Es schien hier offenbar ganz im Sinne Palmströms darum zu gehen „….dass nicht sein kann, was nicht sein darf“.



Samstag/Sonntag/Montag, 6./7./8. Juni 1981/Nr. 130 WISSENSCHAFT Tiroler Tageszeitung – Seite 25

Der rechte Ort - die rechte Zeit

Warum Kirchen und Kultstätten gerade dort stehen, wo sie stehen Strahlungsphänomene an heiligen Orten

Der Assistent am Institut für Baukunst und Denkmalpflege (Vorstand Univ.-Prof. Dipl.-Ing. Dr. techn. Johannes Daum) an der Universität Innsbruck, Dipl.-Ing. Jörg Purner, untersuchte in den Sommern der Jahre 1976 bis 1979 über 90 Kirchen und an die 30 Kultstätten in England, Frankreich, den skandinavischen Ländern, Deutschland und Irland auf Zonen mit spezifischer Bodenstrahlung. Diese Untersuchungen wurden Grundlage einer Arbeit, die zu Jahresbeginn an der Fakultät für Bauingenieurwesen und Architektur an der Universität Innsbruck als Disseration eingereicht wurde. Das offiziell zugelassene Thema wurde von Professorenseite als besonders interessant bewertet, doch nun ergeben sich plötzlich im Zusammenhang mit der Beurteilung der Arbeit Kompetenzprobleme, und dieser oder jener Wissenschaftler zeigt sich gehemmt, die Arbeit anzuerkennen, obwohl das Erfahrungsfeld der Radiästhesie, des Wünschelrutengehens, seit einigen Jahren Objekt intensiver wissenschaftlicher Forschung geworden ist.

Bald nach seiner Graduierung zum Diplomingenieur an der Technischen Hochschule Graz wurde Jörg Purner aus Innsbruck zum Assistenten am Institut für Landwirtschaftsbau und ländliches Siedlungswesen der TH Graz bestellt. Sein damaliger Chef, Hinrich Bielenberg, der eine Dissertation über den Zusammenhang von Stallbau und Tiergesundheit geschrieben hatte, machte seinen jungen Mitarbeiter darauf aufmerksam, daß sich in Stallungen bisweilen Zonen feststellen lassen, in denen die dorthin verbrachten Tiere bei sonst normalen Bedingungen krank werden. Landwirte pflegen aufgrund solcher Erfahrungen eine solche Koje nicht mehr zu belegen. Nachfolgende Arbeiten über Pferde- und Hühnerstallungen bestätigten das Vorhandensein solcher „standortbedingter“ Krankheiten.

ST. MAGDALENA AUF DEM BERGL (im Gschnitz) wird in einer mit 2. Oktober 1307 datierten Urkunde, deren Abschrift sich im ältesten Kopialbuch der Saline von Hall erhalten hat, erstmals erwähnt. Die mündlich überlieferte Gründungsgeschichte ist in einer schriftlichen Aufzeichnung aus dem Jahre 1766 in der Gschnitzer Kirchenchronik erhalten, nach der zuerst ein Maßhirt und dann ein Vögleln den Erbauer, einen „adelichen und reichen Herrn“, der zur Buße „begangener Laster taten“ ein Kirchlein zu Ehren der heiligen Magdalena errichten wollte, zum rechten Ort führte. Auch Kaiser Maximilian I. ist im „Tal Snytz“ den Gemsen bis „undher die wendt“ nachgeritten und geriet hier einmal in Bergnot. Zum Dank für seine Errettung setzte er sich für das Magdalena-Kirchlein tatkräftig ein und bestätigte die Schenkung im Jahre 1486.

Bald nach seiner Graduierung zum Diplomingenieur an der Technischen Hochschule Graz wurde Jörg Purner aus Innsbruck zum Assistenten am Institut für Landwirtschaftsbau und ländliches Siedlungswesen der TH Graz bestellt. Sein damaliger Chef, Hinrich Bielenberg, der eine Dissertation über den Zusammenhang von Stallbau und Tiergesundheit geschrieben hatte, machte seinen jungen Mitarbeiter darauf aufmerksam, daß sich in Stallungen bisweilen Zonen feststellen lassen, in denen die dorthin verbrachten Tiere bei sonst normalen Bedingungen krank werden. Landwirte pflegen aufgrund solcher Erfahrungen eine solche Koje nicht mehr zu belegen. Nachfolgende Arbeiten über Pferde- und Hühnerstallungen bestätigten das Vorhandensein solcher „standortbedingter“ Krankheiten.

Jörg Purner stand diesen Ergebnissen recht skeptisch gegenüber, bis ihn eine Reihe eigener Beobachtungen dazu bewogen hatte, sich mit der Radiästhesie, dem Wünschelrutengehen, näher zu befassen.

Die Bezeichnung Radiästhesie wurde in den dreißiger Jahren von einem Abbé Bouly in Frankreich geprägt und bedeutet soviel wie „Strahlenfühligkeit“. Gemeint ist die Fähigkeit von Wünschelrutengängern und Pendlern, „Strahlen“, die von belebten und unbelebten Objekten ausgehen, festzustellen, zu „fühlen“. Traditionelles Arbeitsgebiet solcher Rutengänger ist die Wasser- und Erzsuche. Von der Wissenschaft wurde das Rutengehen in Bausch und Bogen abgelehnt, nicht selten als Menschenverdummung abgetan. Nicht zuletzt wurde diese Einstellung von extremen Rutengängern provoziert, die in einem pseudowissenschaftlichen Jargon ihre unbestreitbaren Fähigkeiten mit einem wissenschaftlichen Nimbus umgeben wollten. Ein übriges taten die oft für viel Geld angepriesenen Entstörungsapparaturen, die meist nicht hielten, was man ihnen andichtete.

Knapp ausgedrückt, verneint man unter dem Wünschelrutenphänomen die Fähigkeit einer Person, unter bestimmten Voraussetzungen eine Reaktion zu zeigen, die sich im „Rutenausschlag“ manifestiert. Möglicherweise fungiert der Mensch als eine Art von Meßinstrument, das auf örtliche Strahlungsschwankungen reagiert, die sich als Punkte, Streifen oder deren Kreuzungen über dem Boden darstellen lassen.

Sollte es gelingen, diese Fähigkeit zu objektivieren, und wäre der Rutengänger tatsächlich imstande, etwas über die Lage von Wasserfeldern, Erzlagern, Ölagern auszusagen, wäre das von eminenter wirtschaftlicher Bedeutung, zumal die moderne Wissenschaft zu derlei Explorationen einen ziemlichen Aufwand benötigt und durchaus nicht immer exakte Angaben gemacht werden können.

Über das traditionelle Arbeitsgebiet hinaus behaupten die Rutengänger, daß es bestimmte Zonen, vor allem aber Kreuzungspunkte mit gesundheitsschädlicher Strahlung, gibt. Hält sich der Mensch längere Zeit, etwa beim Schlafen, an solchen sogenannten geopathogenen Zonen auf, erkrankt er. Nicht zuletzt dieses Problem verdient im Allgemeininteresse eine nähere Untersuchung und wenn möglich Klärung.

Schon seit Jahrzehnten haben Ärzte, Physiker und Biologen auf dem Gebiet der „krebsgefährdenden“ Zonen umfangreiches Beobachtungsmaterial zusammengetragen, dem man eine gewisse statistische Bedeutung nicht absprechen kann, das aber nach Meinung einiger Forscher strengen wissenschaftlichen Maßstäben nicht standhält.

Professor Herbert König vom Institut für technische Elektrophysik an der TU München hat in seinem in Innsbruck im Vorjahr gehaltenen Vortrag das Problem gestreift und eingeräumt, daß sich gewisse Meßergebnisse im Zusammenhang mit dem Wünschelrutenphänomen erzielen lassen. Aufgrund vielfältiger internationaler Untersuchungsergebnisse sei die biologische Wirksamkeit von elektrischen und magnetischen Feldern als Faktum anzunehmen. Als Wissenschaftler gleube König jedoch nicht, daß man bei dem bisherigen Wissensstand schon eine Trennungslinie zwischen nützlichen und schädlichem Wirken ziehen kann. Schließlich seien persönlichkeitsspezifische Merkmale zu berücksichtigen. Anders gesagt: was dem einen schadet, kann dem andern durchaus wohltun. So zurückhaltend sich König bei der Stellungnahme zeigte, so nachdrücklich forderte er, diese eine Vielzahl von Fachdisziplinen berührenden Forschungsprobleme in Angriff zu nehmen.

Dem jungen Tiroler Wissenschaftler sind die damals zitierten Untersuchungen natürlich bekannt, ob es sich nun um den Eberbacher Forschungskreis (ERD) für Geobiologie mit physikalischen Messungen und Radiästhesie handelt oder über den seit einem Jahr in der Schweiz laufenden Forschungsauftrag über Feldanomalien im Bereich radiästhetisch ermittelter Zonen.

Jedenfalls lassen sich die von Rutengängern als „Reiz- oder Reaktionszonen“ bezeichneten Bereiche heute zum Teil mit physikalischen und biophysikalischen Methoden objektivieren und die Überfühligkeit des Rutenausschlages auf natürliche oder künstliche Störquellen statistisch absichern. Erstaunlicherweise herrscht von wissenschaftlicher Seite bisweilen eine geradezu unwissenschaftliche Aversion vor, sich mit der Aufgabe, mit der Fragestellung zu befassen.

Die Techniken der Radiästhesie haben sich inzwischen erheblich gewandelt. Kaum ein „Rutler“ bewegt sich noch mit Hasel- oder Weidengabeln durchs Gelände. Metall- und Kunststoffruten mit verschiedenen Griffängen haben Einzug gehalten, und die unterschiedlichen Inhomogenitäten vielleicht mit „Ungleichheit“ übersetzbar im lokalen Strahlungsfeld werden durch ein „Abstimmen“ der Rute bei entsprechender Eichung unterscheidbar gemacht. Eine moderne Rute ist nach antennentechnischen Gesichtspunkten auf bestimmte elektromagnetische Wellenlängen abstimmbar, und die Eichversuche und Übungen werden mit Hilfe von künstlichen elektromagnetischen Störquellen vorgenommen.

Doch sind der Radiästhesie, vor allem aber den Praktikern dieser Disziplin, Grenzen gesetzt. Der Mensch ist, wie es Prof. König ausdrückt, zwar ein „universelles Meßgerät“, das auf die verschiedensten Umweltreize reagiert, doch ist er aufgrund seiner physischen und psychischen Beschaffenheit mit einer erheblichen Störanfälligkeit behaftet. Oft genug kommen Rutengänger, die ihre Grenzen einfach nicht wahrhaben wollen, zu den skurrilsten Ergebnissen, die weder durch einen zweiten Rutengänger noch durch Messung eine Bestätigung finden.

Jörg Purner befaßte sich jedoch nur am Rande mit der Untersuchung dieser gesundheitlichen Störzonen, den „Krebsstreifen“, sondern wandte sich seit nun mehreren Jahren den radiästhetischen Phänomenen im Bereich von Kirchen und Kultstätten zu. Bei seinen Untersuchungen wendet er eine Ruten- und Begehungstechnik an, die erst vor einigen Jahren von dem deutschen Antennentechniker Reinhard Schneider entwickelt wurde und die dem naturwissenschaftlich geprägten Techniker mehr zusagt.

Bei seinen Untersuchungen von Kirchen, Megalithgräbern und Steinkreisen in mehreren Ländern Europas stellte Purner fest, daß praktisch alle diese Kultstätten radiästhetische Absonderlichkeiten aufweisen, wobei es vor allem im Bereich der heiligen Zentren zu auffallenden Konstellationen bestimmter, im Sinne des Rutengehens positiver, „aufbauender“ Zonen kommt. So weist auch das über einer heilenden Quelle errichtete uralte Kirchlein St. Magdalena im Gschnitztal ein aus radiästhetischer Sicht ausnehmend harmonisches Strahlungsmilieu auf. Viele „heilige“ Orte sind über Quellen erbaut, wie etwa Chartres, dem man eine gesonderte Arbeit widmen könnte, oder Lourdes, das noch untersucht werden müßte.

Warum heidnische und später christliche Kultstätten ausgerechnet an jenem Ort errichtet wurden, an dem sie stehen, weiß man nicht. Hatten die Baherren, die Baumeister bestimmte Erfahrungen, was solche „Heilorte“ betrifft? Sagen und Gründungslegenden deuten zwar auf die Besonderheit solcher Orte hin, vermögen aber dem Forschenden keine konkrete Antwort zu geben. Es sei denn, man versteht die Erzählungen von seltsamen Erscheinungen, von visionären Träumen, von den zum heiligen Ort den Weg weisenden Tieren zu deuten.

Dipl.-Ing. Purner gibt in seiner Arbeit einführend eine Übersicht über die wichtigsten Hinweise und Hypothesen, die zu Kultstättengründungen und der bestimmten Anordnungen der Bauten geführt haben sollen, und stellt dann aufgrund seiner Messungen fest, daß an solchen Orten bestimmte Strahlungsphänomene auftreten.

Zahlreich sind auch die Theorien, warum die Kultstätten an bestimmten Stellen in einer ganz bestimmten Richtung erbaut wurden. Etwa wird vermutet, daß die Kirche nach dem Punkt des Sonnenaufgangs am Namenstag des Heiligen, dem das Gotteshaus geweiht war, ausgerichtet wurde. Aber auch die Zeit scheint eine Rolle zu spielen, denn im Volk erhielten sich Überlieferungen, daß die Pilgerfahrt zum rechten Ort auch zur rechten Zeit erfolgen muß, soll die Gnade in aller Fülle erfahren werden. Auch die Form des Raumes dürfte eine Rolle gespielt haben, um das Strahlungsmilieu zu erhalten. Hier beschränkt er sich auf die Resultate seiner systematischen Untersuchungen, deren Ergebnisse aber spannend genug sind, und hält die Grenzen und Möglichkeiten des Arbeitsgebietes der Radiästhesie unter kritischer Kontrolle.

Die vorliegende Arbeit vermag vor allem der Fachrichtung Architektur interessante Anregungen zu geben, jener technisch-künstlerischen Disziplin auf Hochschulebene, die die methodische Selbstbeschränkung der rein naturwissenschaftlichen Richtung überwindet. Kommen doch gerade innerhalb der Architektur immer rationale und irrationale, mathematisch nicht restlos faßbare Komponenten im Rahmen eines übergeordneten Bewußseins zum Tragen. Trotz aller auftretenden Schwierigkeiten um Kompetenzprobleme und Beurteilungskriterien bei seiner Arbeit ist Purner zuversichtlich und gleubt, daß seine Dissertation in hiesigen Professorenkreisen letztlich doch Anerkennung findet. Einwände, daß die Radiästhesie über die Grenzen des sinnlich Wahrnehmbaren und des Meßbaren hinausgeht, ziehen nicht mehr, denn längst tasten und tun es Astronomie, Atom- und Hochenergiephysik mit ihren Denkmodellen.

Zum Thema beitrage wurde Jörg Purner von ROBERT CIZEP

DIE GNADENKAPELLE IN ALTÖTTING in Oberbayern zeichnet sich durch Reizzonen fast ausschließlich positiver Natur aus. Fotos: Jörg Purner

TURM DER FINIAN CHURCH in Clonmacnoise (Irland). Er gehört zu jenen ältesten Bauten, die vom Tiroler Jörg Purner auf Reaktionszonen, wie sie in der Radiästhesie und Geobiologie eine Rolle spielen, untersucht wurde.

In dieser turbulenten Situation – es war im Jahre 1981 – erschien in der Tiroler Tageszeitung ein ganzseitiger Artikel über meine Forschungsarbeit an Kirchen und Kultstätten und zwar ohne dass ich irgendwelche Anrufe getätigt hätte, um in die Zeitung zu kommen, wie das sonst üblich ist. Zum damaligen Zeitpunkt war ein solcher Presseauftritt eher ungewöhnlich

und gab auch noch nicht jene Werbebeilage der Tiroler Tageszeitung, in der seit etlichen Jahren die Universität Innsbruck stets als hervorragende Bildungs- und Forschungsstätte dargestellt wird. Dieser unerwartete Bericht über meine Doktorarbeit, in der auch die darin enthaltenen Probleme bei der Beurteilung meiner Arbeit zur Sprache kam, sorgte unter jenen, die meine Doktorarbeit verhindern wollten, für weiteren Unmut. So wurde dieser Artikel als Provokation und Wichtigtuerei bezeichnet und mir unterstellt, ich hätte die Presse eingeschaltet, um auf mich aufmerksam zu machen. Warum sich im Laufe meiner Universitätskarriere bestimmte Dinge ereignet haben, ist mir freilich selbst nicht klar. Vielleicht liegt es einfach nur daran, dass es wirklich so etwas wie Fügung gibt. Schließlich erfuhr die angezettelte Initiative zur Verhinderung meiner Dissertation einen Höhepunkt, der dazu führen sollte, dass sich letztlich alles in Wohlgefallen auflöste. Meine Gegner ließen sich nämlich dazu hinreißen, illegale Wege zu beschreiten, indem sie eine Gegenkommission einberiefen, um das Projekt zu Fall zu bringen. Dies führte dazu, dass sie vom Ministerium zurückgepfiffen werden mussten, weil diese Vorgangsweise rechtlich nicht gedeckt war und dem Hochschulstudiengesetz widersprach. Damit stand der Beurteilung meiner Arbeit nichts mehr im Wege. Überraschenderweise wurde mein Doktorat mit „ausgezeichnet“ bewertet, was wiederum zur Folge hatte, dass es zu einem geradezu absurden Finale kam. Dieses bestand darin, dass der damalige Rektor Prof. Weinlich, der als heimlicher Gegner meiner Arbeit galt, sich bei der Überreichung des Doktorats in der Aula der Universität genötigt sah, vor der Festversammlung öffentlich eine Kurzfassung meiner Doktorarbeit vorzulesen, wie dies bei Auszeichnungen üblich ist. Insgesamt gesehen war das ganze Prozedere natürlich eine höchst amüsante Geschichte, zumal sie zumindest für mich gut ausging.

Wenn man nun einen Doktortitel erworben hat, der auf einer ernsthaft betriebenen und die Öffentlichkeit interessierenden Forschungsarbeit beruht, was keineswegs immer der Fall sein muss – so sind mir leider auch Doktorarbeiten bekannt, wo ganz andere Spielregeln gegolten haben – ist damit zu rechnen, dass man gewissermaßen über Nacht zum Experten jenes Fachgebietes wird, von dem das Doktorat handelt. Dies kann zur Folge haben, dass man plötzlich medial gefragt ist und zwar ohne dies einfädeln oder dafür Werbung zu betreiben zu müssen. In meinem Fall begannen sich Zeitungen, Rundfunk und Fernsehen für mich zu interessieren und es gab in inländischen und ausländischen Zeitschriften Berichte über mich und meine Arbeiten oder Interviews in verschiedenen Sendeanstalten. Ich möchte auch nicht verhehlen, dass es dem Selbstwertgefühl nach all den Strapazen recht gut tat, zu solchen medialen Ereignissen eingeladen zu werden. Und es hat natürlich seinen Reiz, sich unverhofft in einer ausländischen Zeitung abgebildet zu sehen und einen zweiseitigen Bericht zu lesen, oder es zumindest zu versuchen, in dem zum Beispiel eine italienische Journalistin in „La Domenica del Corriere“ über einen „architetto Jörg Purner all‘università di Innsbruck“ und seine Untersuchungen an Kirchen und Kultstätten schreibt. Fallweise hatte ich auch meine Fernsehauftritte, etwa bei einem Club 2 in Wien oder im Studio Graz, Salzburg, Klagenfurt und Tirol, in denen es um die Themen Rutengehen und „Orte der Kraft“ ging. Das letzte größere Film-Projekt, bei dem ich als Berater und Akteur dabei war, fand 1993 statt und hatte den Titel „Orte der Kraft – Drei Wege – drei Annäherungen“.

LA DOMENICA DEL CORRIERE

Viaggio nel mondo del paranormale:

"FERMIAMOCI QUI: E' UN LUOGO MAGICO"

di PAOLA GIOVETTI - SESSANTADUESIMA PUNTATA

L'architetto Jörg Purner ha scoperto che le chiese, le cappelle e i templi antichi sorgono tutti in luoghi magici che «caricano» beneficamente chi li frequenta. «Gli architetti dei tempi antichi conoscevano l'esistenza di queste zone positive o negative dovute alle radiazioni sotterranee armonizzanti o disarmonizzanti» dice Purner ● «Se l'uomo dorme in una zona negativa si ammala» ● «Non mettete le piante nelle zone disarmonizzanti» ● Perché la quercia attrae i fulmini

DOVE SI PREGA MEGLIO

QUEST'ISOLA ERA

L'ABBAZIA DI SAINT-MICHEL

NR. 2 FEBRUAR 1992

ZDF MONATSJOURNAL

Was im ersten Moment wie eine laute und überdrehte Komödie aussieht, entpuppt sich im Lauf der Zeit als bittere Satire mit leisen, melancholischen Untertönen. Mit Homer und Eddie schickt Konchalovsky zwei infantile, elternlose und von der Gesellschaft ausgestoßene Wesen auf die Reise durch ein unwirtliches, ödes Land, das von hamburgerfressenden und paradegeilen Bürgern bevölkert ist. Eine zynische Streunerin und ein etwas tumber Tor, die durch ihre seltsame Freundschaft etwas Wärme und Menschlichkeit in diese Welt bringen. So hält der russische Emigrant Konchalovsky der amerikanischen Gesellschaft mit »Homer und Eddie« einen ironischen Spiegel vor. Zugleich schuf er eine der bewegendsten Kinokomödien der letzten Jahre.

»Homer und Eddie« ist weder ein Gangsterfilm, obwohl es Raubüberfälle und Mord gibt, noch eine Komödie, obwohl James Belushi und Whoopi Goldberg die Hauptrollen spielen. Es ist ein Road-Melodram voller Melancholie und Anarchie, mit lakonischem Witz und viel Gefühl, abwechselnd rabiat und zärtlich, manchmal auch hart an der Grenze zur Sentimentalität.«
(*Die Welt*)

Die Schweizerin Blanche Merz vom Institut de Recherches en Géobiologie in Chardonne

9. Dienstag, 22.15 Uhr

KONTEXT: ORTE DER KRAFT

Drei Wege – drei Annäherungen

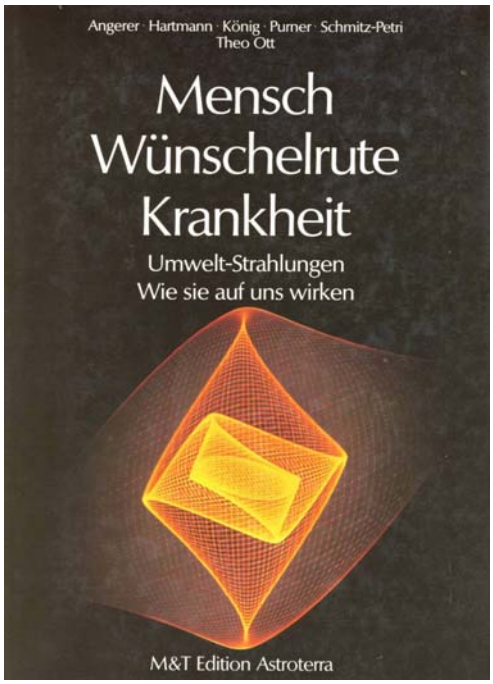
Film von Georg Lhotsky und Eva-Maria Stelljes

Länge 45'

Die Klöster in Tibet und der Berg Athos, die Pyramiden und die Tempel in Mexiko – sie alle haben etwas gemeinsam: Sie sind Orte der Kraft, Stätten, die vom Wissen ihrer Erbauer um Himmelsrichtungen, Ge-

Der Tiroler Wissenschaftler Dr. Jörg Purner beschäftigt sich mit der Radiästhesie

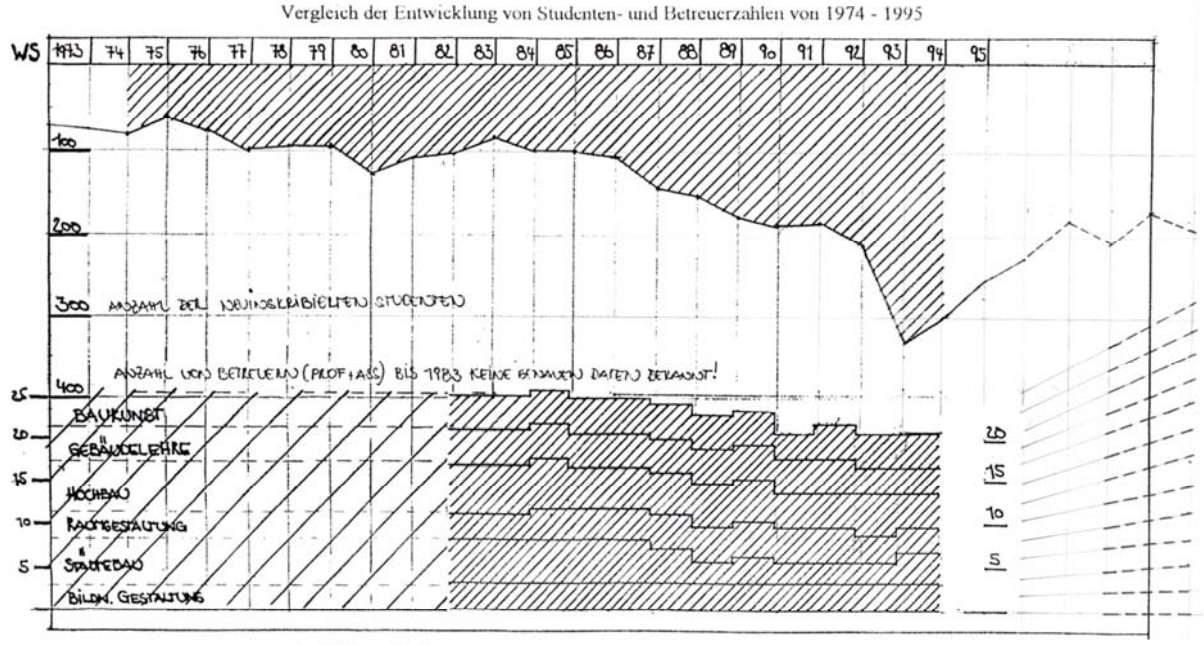
Dieser Dokumentarfilm handelte von drei Personen, die sich über Jahrzehnte mit dieser Thematik befasst hatten – Frau Blanche Merz, Prof. Herbert König, Elektrophysiker aus München und meine Person. Frau Merz und Prof. König sind inzwischen verstorben, das heißt ich bin der einzige Überlebende dieses Projekts, was natürlich auch etwas auf sich hat. Wir haben in diesem Dreiviertelstunden-Film die Themen Strahlenfühligkeit, Standortanomalien und „Orte der Kraft“ von drei verschiedenen Blickrichtungen aus beleuchtet.



Auf Details zu meinen Forschungsarbeiten kann ich hier nicht weiter eingehen, möchte aber doch darauf verweisen, dass es von mir Buchbeiträge dazu gibt. Das Buch „Mensch-Wünschelrute-Krankheit“ aus dem Jahre 1985 ist leider vergriffen. Von den sechs daran beteiligten Autoren leben nur mehr zwei, wobei ich mich auch hier zu den Überlebenden zählen darf. „Radiästhesie – Ein Weg zum Licht?“, Erstauflage 1989, gilt als „Longseller“ und ist inzwischen in der 4.Auflage erhältlich. Wenn sich jemand für diese Thematik ernsthaft interessiert, kann ich es wirklich empfehlen. In diesem Buch, aber auch in jenem online gestellten Skriptum mit dem Titel „Einführung in die Phänomenologie materieller und immaterieller Wirklichkeiten“, das als Habilitationsschrift vorgesehen war, ist beschrieben, wie mir anlässlich der Vorbereitungen eines Fernsehauftritts für das RAI-Uno in San Clemente in Rom eine Erfahrung zuteilwurde, die zu einer radikalen Änderung meines Umgangs mit Orten der Kraft führte. Das Besondere an San Clemente besteht darin, dass es sich um eine heilige Stätte handelt, die schon in vorchristlicher Zeit von Bedeutung war, wo und sich drei Kulträume, die aus verschiedenen Zeiten stammen, übereinander befinden und noch heute begehbar sind. Die Erfahrung selbst – sie hat sich im sogenannten Mitras-Heiligtum ereignet – lässt sich nicht wirklich beschreiben, obwohl ich es mehrfach versucht habe, zum Beispiel im Buch „Radiästhesie – Ein Weg zum Licht?“ aber auch in anderen Publikationen. Psychologisch betrachtet würde man sie wohl als eine mystische Erfahrung bezeichnen.

Dieses Erlebnis löste in mir also eine radikale Veränderung meiner Sicht der Dinge aus, die sich im Rahmen meiner weiteren Forschungen entsprechend auswirken sollten. So habe ich seit damals kein Bedürfnis mehr verspürt, Kirchen und Kultstätten nach bestimmten Reaktionszonen auszumuten, weil ich einsehen musste, dass es letztlich keinen Sinn macht, dem Geheimnis eines „Ortes der Kraft“ durch Mutung oder Messung auf die Spur kommen zu wollen. Eine weitere Folge dieser Erfahrung war, dass ich mich von der Wünschelrute verabschiedete, weil mir zugänglich geworden ist, dass es letztendlich keiner Rute bedarf, um spezifische Ortsqualitäten aufzuspüren. Ich würde heute auch nicht mehr den Weg über die Radiästhesie wählen, um zu jener Art von Fühligkeit zu gelangen, die ich heute aufweise, weil es über eine Sensibilisierung und Vertiefung unserer normalen Wahrnehmung auch möglich ist, sich den Zugang zu diesen subtilen Dimensionen unserer Wirklichkeit zu verschaffen. Das bedeutet, dass wir uns durch eine gezielte, systematische Schulung unserer Sinne und unseres daraus resultierenden Sinnesbewusstseins Erlebnisinhalte und Erfahrungen erschließen können, die jenseits unseres normalen Wahrnehmungshorizonts liegen. Damit erlangen subtilere Wahrnehmungsinhalte Bedeutung, die wir normalerweise nicht bemerken oder denen wir keine Beachtung schenken. Für den Wahrnehmenden eröffnen diese verfeinerte Form der Wahrnehmung neue Lebens- und Erlebniswerte, die subjektiver Natur sind und sich deshalb als Phänomene einer objektiven, naturwissenschaftlichen Verifizierung verschließen. Mit dieser subtilen Form des Wahrnehmens steht einem ein persönlicher Maßstab zur Verfügung, mit dem man nicht nur den Erlebniswert einer offensichtlichen, physischen Erscheinung spüren und werten kann, sondern auch unsichtbare ortspezifische Phänomene oder Feldanomalien. Unter Umständen lassen sich mit dieser Art „Feingefühl“ sogar „Energien“ aufspüren, die jenseits des physischen Horizonts liegen und damit

„substanziell“ metaphysischer Natur sind, etwa ein „psychisches Feldpotential“, das in einem Raum „mitschwingt“. Freilich ist es gewöhnungsbedürftig, sich auf diese subtilere Art der Wahrnehmung einzulassen und die daraus resultierenden Erfahrungen als neue Dimension einer Wahrnehmungsmöglichkeit zur Kenntnis zu nehmen und als Maßstab seiner Wirklichkeitserfahrung anwenden zu lernen. Meine diesbezüglichen Einsichten und Erfahrungen sind in der Folge in meine Lehrweise eingeflossen und zu einem integralen Bestandteil geworden, nicht zuletzt deshalb, weil ich der Auffassung bin, dass künftige Architekten und Architektinnen subtiler und umfassender wahrnehmen sollten, wie „normale“ Menschen. Vor allem im Rahmen von „Randgebiete der Baukunst“ und „Archi-tektur und Wahrnehmung“, also jenen Fächern, die mir vorläufig auch nach der Pensionierung anvertraut wurden, versuche ich diesen Lehranspruch umzusetzen. Mit diesen Hinweisen möchte ich auf meinen Weg als Universitätslehrer übergehen. Aus zeitlichen Gründen wird dieser Abschnitt allerdings etwas kürzer ausfallen.



Im oberen Feld: Anzahl der neuinskribierten Studenten,
im unteren Feld: Anzahl der Betreuer (Professoren und Assistenten)

Zahlenmaterial von Fakultät und selbst erhoben Juli 1995 P. Knapp

Diese Tabelle zeigt eine Übersicht der Entwicklung der Hörerzahlen der Neuinskribierten von 1973 bis 1995 und wurde dereinst von Peter Knapp erstellt, der an unserem Institut etliche Jahre als Assistent tätig war. Die obere Kurve zeigt die Anzahl der Studierenden, die untere jene der zur Verfügung stehenden Assistenten, wobei es sich hier um ganze Stellen handelte, also nicht, wie heute vielfach üblich, um halbe. Zur Erinnerung: in Graz bei Prof. Bielenberg war ich nur in Forschung und Planung tätig. So begann meine Laufbahn als Lehrender erst 1973 in Innsbruck. Durch die relativ geringe Menge an Studierenden ergaben sich für mich geradezu ideale Bedingungen, mich sowohl in Lehre als auch in Forschung betätigen zu können. Für die Entdeckung meiner pädagogischen Ader war dabei vor allem meine Zusammenarbeit mit Robert Schuller von Bedeutung. Die Lehre hat mir von Beginn an viel Freude bereitet und ich begann die pädagogische Ader in mir zu entdecken. Da ich den

Eindruck hatte, dass es ohne eine gewisse pädagogische Ausbildung letztlich unseriös ist, die Rolle eines Universitätslehrers spielen zu wollen, habe ich mir über einen Zeitraum von zweieinhalb Jahren eine außeruniversitäre, berufsbegleitende pädagogische Zusatzausbildung gegönnt. Da ich zu diesem Zeitpunkt schon ziemlich kritisch war, was die offizielle, sozusagen staatlich verordnete pädagogische Ausbildung betrifft, suchte ich diese Zusatzausbildung im alternativen Bereich und fand sie schließlich im Rahmen der Waldorfpädagogik. Dabei musste ich zur Kenntnis nehmen, dass diese Form der Pädagogik mit all ihren positiven Ansätzen auf die universitäre Ebene nicht ohne weiteres übertragbar ist. Es brauchte also seine Zeit, das angeeignete pädagogische Wissen in den Lehrbetrieb zu integrieren. Dabei baute ich auf jenen Erfahrungen auf, die sich mir im Umgang mit den Studenten und ihren Lernproblemen erschlossen hatten. Schließlich ist daraus eine subtile Lehrmethode geworden, die „substanziell“ vor allem dort ansetzt, wo sich die Studierende befinden und nicht dort, wo man sie gerne haben möchte. Das heißt, ich versuche sie in unaufdringlicher Weise auf den Stand ihrer Kenntnisse und Fähigkeiten bzw. Unkenntnisse und Unfähigkeiten aufmerksam zu machen und sie zu einer Art Hilfe durch Selbsthilfe anzuregen, durch die sie sich selbst orientieren und weiterentwickeln können. Ich verlange also von Studierenden nicht, dass sie ein bestimmtes Produkt vorlegen müssen, um positiv bewertet zu werden. Vielmehr leite ich dazu an, sich durch bestimmte Übungen in Bewegung zu setzen, um im Sinne des gestellten Übungsmaterials vertretbare Lösungen zu entwickeln. Im Laufe der Jahre und Jahrzehnte ist daraus eine bewährte Methode geworden, den Studierenden so weit auf die Beine zu helfen, dass sie letztlich selbst einzusehen vermögen, wo sie mit ihren Fähigkeiten liegen. Die pädagogische „Schiene“ war also so angelegt, dass sie als Orientierungshilfe dienen konnte, um selbst zu erkennen, ob die Studienwahl richtig war oder ein Studienwechsel angebracht wäre.

Insgesamt hatte ich in der Anfangsphase meiner Lehrtätigkeit die Fächer „Grundseminar“, „Gestaltungslehre“, „Bauaufnahmen“ und „Entwerfen 4“ zu betreuen. Als Schwerpunkt meiner Lehrtätigkeit kristallisierte sich im Laufe der Jahre das Fach „Gestaltungslehre“ heraus, für das Robert Schuller den Lehrauftrag hatte. Damals war es noch nicht üblich, Assistenten von Beginn an einen Lehrbeauftragung zu erteilen. Man musste als Universitätslehrer also erst in die „Lehre“ gegangen sein und sich fachlich und pädagogisch als kompetent erweisen, um zu dieser Ehre zu kommen. Zu diesem Zeitpunkt gab es an der Fakultät-Studienrichtung Architektur unter den Assistenten nur zwei Lehraufträge – einen davon hatte Robert Schuller in „Gestaltungslehre“ und einen Walter Schreiner in „Modellbau“. Ich erhielt meinen ersten Lehrauftrag „Randgebiete der Baukunst“ erst 1980 über eine Studenteninitiative. Damals war das sogenannte „goldenen Zeitalter der Hochschuldemokratie“, das heißt in sämtlichen Kommissionen und Entscheidungsgremien gab es eine soge-nannte Drittelparität, je ein Drittel Professoren, Assistenten und Studenten. Daraus ergab sich die Möglichkeit, dass Studierende nicht nur über die Einführung oder Abschaffung eines Faches abstimmen konnten. Es bestand auch die Möglichkeit selbst die Einführung eines Faches zu beantragen, um dieses zum Beispiel mit den Assistenten gemeinsam unter Umständen gegen die Professoren durchzubringen. Möglicherweise hat auf Grund dieser offensichtlichen Entmachtung der Ordinarien später das „Imperium“ in der Form zurückgeschlagen, indem

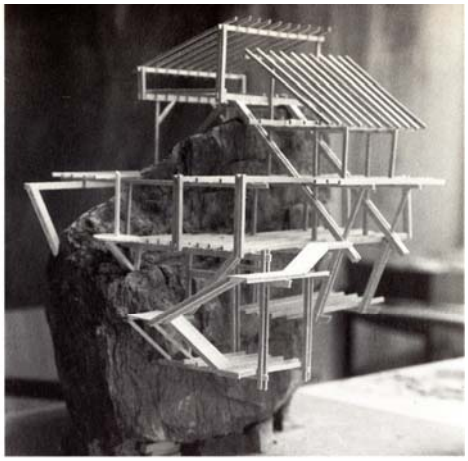
durch sogenannte Strukturreformen die heute herrschende monokratische Struktur eingeführt wurde, was eine „Ent-Demokratisierung“ bedeutete und das „goldene Zeitalter der Hochschuldemokratie“ beendete.

Früher hatten wir als ehemaliges Institut für Baukunst und Bauaufnahmen mit dem Institut für Gebäudelehre die verantwortungsvolle Aufgabe, in Form des sogenannten „Grundseminars“ eine Art Einführung in das Entwerfen zu betreuen. Diese Aufnahmen sind aus der Broschüre „Zehn Jahre Technik“ entnommen. Das „Grundseminar“ war eine ganzjährige, wöchentlich, am Montag von 9 bis 12 Uhr durchgeführte Lehrveranstaltung. Die Studienanfänger wurden zwischen den erwähnten Instituten aufgeteilt, was zu Beginn meiner Karriere als Universitätslehrer auf Gruppengrößen von 13 bis 15 Personen hinauslief.

Grundseminar

Einführung in die Probleme des praktischen Entwerfens an Hand von kleinen Entwurfsübungen mit vorangehenden Untersuchungen der funktionellen und formalen Voraussetzungen.

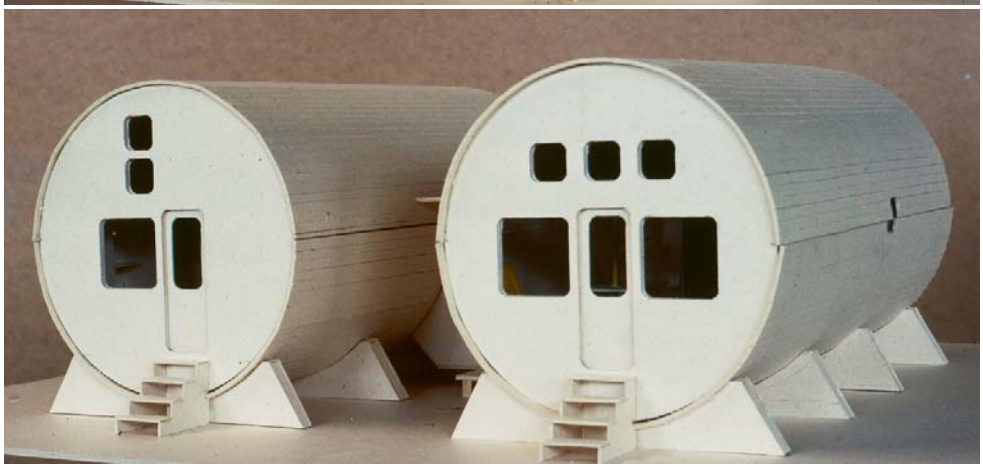
Neben den sehr umfangreichen Betreuungsaufgaben der Studierenden im Rahmen der angebotenen Lehrveranstaltungen befassen sich die Mitarbeiter des Institutes mit folgenden selbständigen Forschungsarbeiten:
Das weite Gebiet der Theorie der Formgebung, ihre Funktion sowie ihre Wandlung in den einzelnen Perioden der Baugeschichte bildet den Ausgangspunkt für eine grundsätzliche Arbeit von Univ-Oberass. R. Schuller, der auch seit Jahren als Lehrbeauftragter das Fach Gestaltungslehre betreut.
Univ.-Ass. J. Purner beschäftigt sich mit einem besonders interessanten Gebiet der Baubiologie, in dem Zusammenhänge von Standortwahl, Orientierung und Form von Kirchen und Kultbauten mit lokalen Feldschwankungsphänomenen untersucht werden, wobei es zunächst einmal um die Durchführung überprüfbarer Meß- und Registriermethoden geht.
Univ.-Ass. A. Höhenwarter arbeitet seit einigen Jahren an einer Untersuchung der Einflüsse der modernen Zivilisation, insbesondere des Massentourismus auf die baulichen Überlieferungen und Gewohnheiten in Nepal unter besonderer Berücksichtigung der Stadt Kathmandu und ihrer Umgebung.
In den Studienjahren 1977–1979 waren die Institutstätigkeiten durch den Umstand stark eingeschränkt, daß der Vorstand in diesen Jahren das Amt des Dekans der Fakultät bekleidete, so daß er und seine Mitarbeiter fast die gesamte Zeit für die Betreuung der Lehrveranstaltungen aufwenden mußten.



Später, als 100 bis 200 oder mehr Neu-Studierende auftauchten, traf es dann über dreißig pro Betreuer, lag also schon jenseits des Vertretbaren. In diesem „Grundseminar“ erfolgte wie gesagt eine Art Einführung in eine Methodik des Entwerfens. Dabei vertraten unsere Institute durchaus unterschiedliche Lehrauffassungen. Das Institut für „Gebäudelehre und Entwerfen“ unter der Leitung von Prof. Wanko war schwerpunktmäßig im Sinne einer ernstgemeinten Gebäudelehre unterwegs. Inzwischen dürfte ja allgemein bekannt sein, dass es keine Gebäudelehre im eigentlichen Sinne mehr gibt, außer man ist unter den Fittichen unseres „Veterans“ Helmut Lanziner, der seinen Schützlingen in dieser Hinsicht noch etwas an „Nahrung“ und „Zündstoff“ liefert. Einige unter euch werden ja wissen, dass in unserer Fakultät inzwischen auch andere Lehrinhalte abgeschafft worden sind, etwa „Raum-

gestaltung“ oder „Baukunst“. Merkwürdigerweise wurde diese Eliminierung von jenen Personen durchgeführt, die sich dereinst für den ausgeschriebenen Professorenposten dieser Fachrichtungen beworben haben.

In jener Zeit, in der das Fach „Grundseminar“ angeboten wurde, herrschte noch die auf Erfahrung bauende Lehrauffassung, dass es sinnvoll ist, Studierende durch kleine, systematische Schritte an den Komplex eines Entwurfsprozesses heranzuführen. Diese erfolgten durch wöchentlich, vor Ort durchgeführte, von Assistenten betreute Kurzübungen, die als Vorbereitung für eine Hauptübung dienen sollten. Pro Semester war eine solche Hauptübung mit den entsprechenden Kurzübungen zu absolvieren. Es hat im ersten Studienjahr also zwei kleine Entwurfsaufgaben gegeben und dabei sind zum Beispiel solche Projekte herausgekommen. Im vorliegenden Fall bestand die Aufgabe zunächst darin, einen Stein zu suchen, der einem dafür geeignet erschien, im Modell-Maßstab 1:50 eine Felsinsel darzustellen, um auf ihr mit einfachen konstruktiven Mitteln einen Baukörper zu entwickeln. Natürlich war es in diesem Fall spannend, welche Steine daher geschleppt wurden, zumal jeder Stein eine Art Psychogramm darstellte, das einiges über die Auffassung und das Vorstellungsvermögen einer Felseninsel im Maßstab 1:50 aussagte. Derartige Übungsaufgaben erwiesen sich für Studierende als eine Art Selbstorientierungshilfe, die schon im ersten Semester bis zu 40% an Ausfällen führte, ohne dass man sie durch eine negative Note dazu genötigt hätte. Die seminaristische Form dieser Einführung in das Entwerfen bewirkte also eine Art Selektion auf Grund der eigenen Erfahrungen und Einsichten, die aus dem Übungsbetrieb entstanden.



Ein Übungsthema, das in diesem Zusammenhang auch immer wieder gestellt wurde, war die Aneignung eines vorhanden baulichen Objekts im Sinne einer spezifischen Nutzung. In diesem Fall ging es darum zwei Holzsilos als Unterkunft für drei Studenten zu nutzen, wobei die Lage der Silos nicht vorgegeben war. Es gab also auch Lösungen, bei denen die Aneignung dieses Baukörpers in senkrechter Position erfolgte. Im linken Bild wird ersichtlich, dass es bei diesen Aufgaben auch um das Entdecken der vorhandenen Raumqualitäten und deren Nutzung im Sinne eines selbst zu erstellenden Raumprogramms ging.

Hier sehen wir Robert Schuller bei der Abgabe einer Grundseminar-Semesterarbeit in Aktion. Im vorliegenden Fall war ein relativ großer Modellmaßstab vorgeschrieben, um den Studierenden die Möglichkeit zu bieten, sich in „handfester“ Weise an konstruktive Lösungen heranzutasten. Diese Größe hat sich als vorteilhaft erwiesen, wenn es darum ging, ohne statische Vorkenntnisse konstruktiv schlüssige Tragwerke zu entwickeln. Hier wurde also im Sinne eines Modellbaukastens experimentiert.

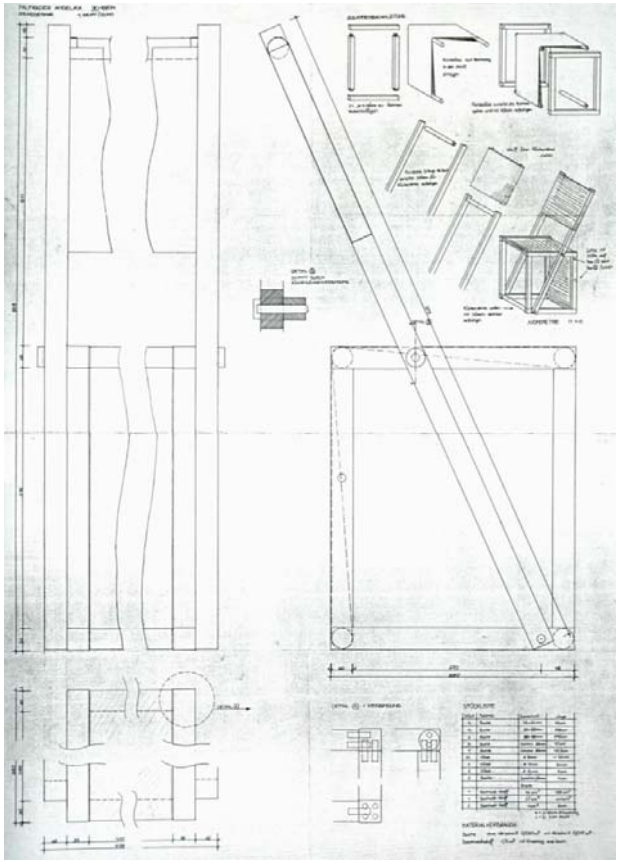
Auf Grund meiner pädagogischen Zusatzausbildung und diverser architektonischer Sommerakademien in England und vor allem aber in Schweden (dabei ging es vor allem darum, sich auf experimentelle Weise – also nicht durch theoretische Betrachtungen, sondern durch praktisches Tun – die Grundlagen architektonischen Gestaltens wieder neu zu erschließen), habe ich im Laufe der Jahre eine Lehrmethode entwickelt, die primär auf Erfahrungen aufbaut, die sich dem Studierende auf Grund bestimmter Übungen erschließen. Wesentlich dabei ist, von sich selbst als Wahrnehmenden auszugehen und sich als Maßstab seines Raumbedarf kennen und schätzen zu lernen. In dieser Hinsicht förderlich war zum Beispiel, als erste Hauptübung im „Grundseminar“, für sich selbst ein Sitzmöbel zu entwerfen und zu bauen, das zwei unterschiedliche Ansprüche an Sitzposition ermöglichen musste. Ausgangs-

punkt dabei war, sich in entsprechenden Kurzübungen seine eigenen Körpermaße zu vergegenwärtigen und ergonomisch zu klären, welche Folgen sich daraus ergeben, wenn daraus ein Sitzmöbel entwickelt werden soll, um bestimmte Sitzhaltungen einnehmen zu können. Auf diese Weise lernten die Studienanfänger nicht nur sich selbst körperlich besser kennen. Sie wurden auch mit ihren eigenen handwerklichen Fähigkeiten konfrontiert und den Möglichkeiten, den Gesetzen der Schwerkraft folgend, ein statisch funktionsfähiges „Sitzgestell“ zu konzipieren und zu bauen. Vielfach war verblüffend, welche Lösungen Erstsemestrige im Rahmen dieser pädagogischen Betreunung zu verwirklichen imstande waren.

Hier ein Beispiel der ersten Hauptübung des „Grundseminars“ aus dem Wintersemester 1990/91, eine selbst entwickelte und gefertigte Sitzgelegenheit, die in normaler Sitzposition vor einem Schreibtisch und zugleich als Entspannungsmöbel funktionieren sollte.

Meine pädagogischen Interessen haben schließlich zu einer wichtigen Entscheidung im Rahmen meiner weiteren universitären Karriere geführt. Der normale Weg eines „Mittelbaulers“ bestand damals darin, eine gewisse Zeit als „klassischer“ Assistent tätig zu sein. Dies bedeutete, dass man dem Ordinarius, der die Lehrbefugnis hatte, zur Seite stand. Wie schon angedeutet, bekam ein Assistent in dieser Zeit im Regelfall selbst keinen eigenen Lehrauftrag. Allmählich musste ich mich also entscheiden, wie es mit meiner „Karriere“ weitergehen sollte. Fast alle übrigen Assistenten im Hause waren in der Weise unterwegs, dass sie im Team, gemeinsam mit dem Ordinarius oder zumindest mit seinem Sanktus, an Architekturwettbewerben teilnahmen und sich auf ihren Abgang von der Universität vorbereiteten, indem sie ihre außeruniversitären Büros einzurichten begannen. Auf Grund meines Engagements in Forschung und Lehre sah ich mich voll ausgelastet und ich begann mich damit abzufinden,

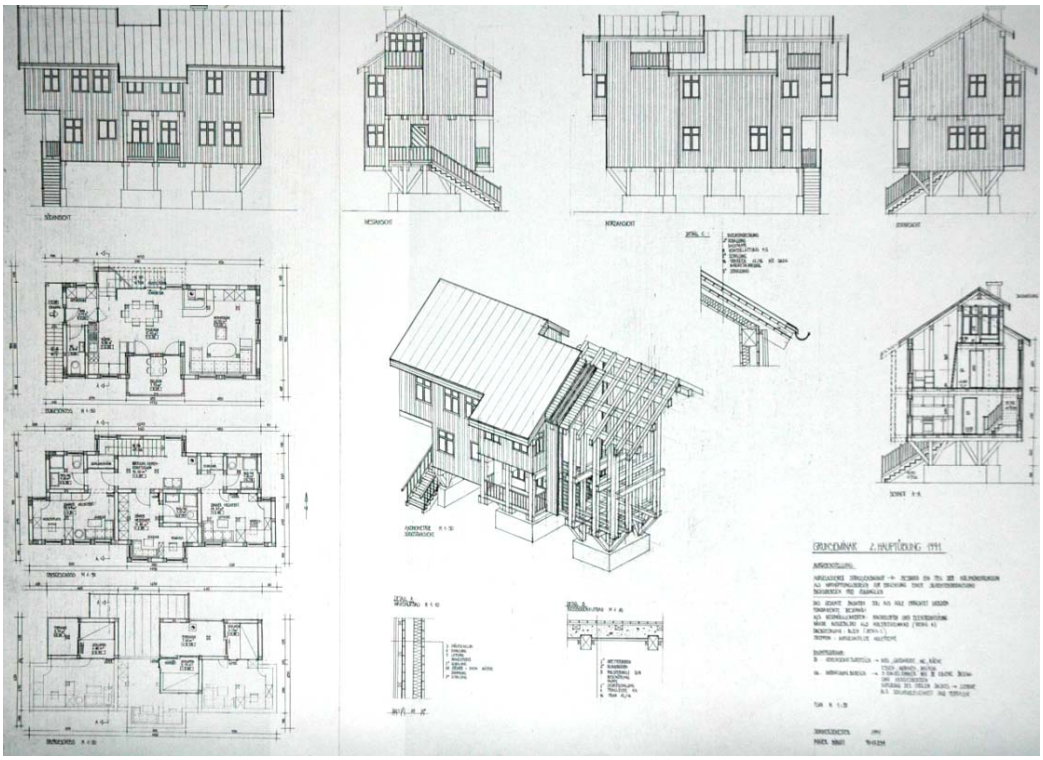
dass ich nicht zusätzlich noch Architekt sein konnte. Dies auch deshalb, weil mir nicht entgangen war, dass jene Kollegen, die mit dem Aufbau ihres Büros beschäftigt waren, in der Lehre nicht jene physische und psychische Präsenz aufwiesen, wie es ihrem Assistentenposten zuträglich gewesen wäre. Auf Grund meines Doktorats (es war das erste in diesem Hause) entschied ich mich also für einen Weg in „Forschung und Lehre“ und erhielt schließlich den kommissionell bescheinigten Status „einer Dozentur gleichzuhaltenden Eignung“ auf Grund der besonderen Bewährung in der Lehre. Ähnlich wie eine Habilitation ist so ein Verfahren eine recht aufwendige Angelegenheit mit inner- und außeruniversitären Gutachtern. In meinem Fall war auf Grund meiner gelegentlichen fachübergreifenden Bemühungen auch der damalige Ordinarius für Theoretische Physik in Wien, Prof. Herbert Pietschmann als Gutachter dabei, der sich von meinen Forschungsthemen sehr angetan zeigte.



Doch zurück zum „Grundseminar“. Bei diesen ersten Hauptübungen ging es nicht nur darum, solche mehrfach nutzbaren Sitzmöbel zu entwerfen und zu bauen, sondern auch um die planliche Umsetzung, wie hier in Form einer auf Packpapier angefertigte Bleistiftzeichnung 1:1, mit Stückliste und Bauanleitung. Es handelt sich um den Plan zu den vorher gezeigten Fotos. Ein verpflichtender Teil der Übung bestand also darin, sich um eine zeichnerische Umsetzung seines Entwurfs zu bemühen.

Im Sommersemester desselben Studienjahres folgte dann eine Entwurfsaufgabe im Sinne der „Handmade Houses Philosophie“. Die Aufgabe bestand darin, sich ein massives Holzgerüst einer alten Schottermischanlage in der Höttinger Au zu nutze zu machen, um es konstruktiv

zu ergänzen und im Rahmen der eigenen handwerklichen Fähigkeiten für drei Studenten ein Quartier zu bauen. Dabei sind wirklich überraschend gute Lösungen entstanden, freilich nicht in der Form, wie dies heute forciert wird, also dass irgend etwas elitär und innovativ Anmutendes produziert wird, sondern im Sinne eines ernsthaften Bemühens, das konstruktiv Vorgegebene nachzuvollziehen und zu ergänzen, sowie zu entdecken, welche Möglichkeiten einer räumlichen Aneignung dieses Holzgestells bietet. Bei der Abgabe der Projekte waren alle AbsolventenInnen eingeladen, sich an einer Beurteilung zu beteiligen. Im Bild die vier ersten Plätze, unter denen sich auch unser Kollege Flora befindet, der eine sehr spartanische Lösung entwickelt hatte, die von uns aus betrachtet rechts neben ihm steht.



Auch bei dieser Hauptübung des zweiten Semesters mussten auf einem Bogen Packpapier in Bleistift gezeichnete Pläne abgegeben werden, was zu diesem Zeitpunkt offenbar auch für völlige Neulinge keine Überforderung darstellte. Ganz allgemein konnten wir damals noch mit zeichnerischen Fähigkeiten bzw. einem gewissen „Biss“ in dieser Hinsicht rechnen, von dem man heute nur noch träumen kann.

Neben dem Grundlagenfach „Grundseminar“ war vor allem die „Gestaltungslehre“ jenes Fach, das mir besonderers am Herzen lag. Dies dürfte auch der Grund gewesen sein, warum ich nach dem Tod Robert Schullers seine Abteilung, die „Abteilung für Gestaltungslehre“ übernehmen sollte. Dies ist mir deshalb relativ leicht gefallen, da mir Schuller schon Jahre vorher weitgehend die Gestaltung der Lehrinhalte überließ, weil er meine fachliche Kompetenz und mein pädagogisches Engagement auf diesem Gebiet zu schätzen wusste. Deshalb bat er mich, ihn auch im Fach „Probleme der Gestaltung“ – ein Vertiefungsfach aus „Gestaltungslehre“ – zu unterstützen, das ich später unter „Architektur und Wahrnehmung“ weiterführte. Zur Zeit Schullers waren wir im Fach „Gestaltungslehre“ drei Assistenten. Später musste ich die Lehrveranstaltung alleine leiten, unterstützt von zunächst drei und später nur mehr zwei TutorInnen. Da die Zahl der Studienanfänger schließlich auf über zweihundert anstieg – nach der Einführung der „Orientierung“ sollten es sogar über dreihundert werden – war damit eine Situation entstanden, die einen seriösen Lehrbetrieb fast unmöglich machte. Man vergegenwärtige sich zum Beispiel eine Schulklasse mit über zweihundert Schülern und zwei bis drei Hilfskräften. Wie soll man da lehrmethodisch vorgehen, um überhaupt noch ein einigermaßen verantwortbares Niveau halten zu können?

Nun, da personell keinerlei Chance nach eine „Aufrüstung“ bestand, habe ich aus der Not eine Tugend gemacht und eine Lehrmethode entwickelt, die vor allem auf „Learning by doing“ und „Animation zur Autodidaktik“ basiert. Dies war mir deshalb möglich, weil sich durch meine jahrelange Lehrerfahrung, die sich mehr oder weniger vor dem Hintergrund zunehmender personeller Engpässe abspielte, methodische Ansatzmöglichkeiten erschlossen, durch die in den Studierenden eine bestimmte „Psychodynamik“ ausgelöst wurde, die zu einer Art Selbstbesinnung führte, was die eigenen Fähigkeiten betraf. Daraus wiederum ergab sich für jeden fast wie von selbst jener Lehrstoff, um den er sich in spezieller Weise zu kümmern hatte. Diese Methode spielte sich also nicht so ab, dass den Studierenden vorgezeigt wurde, wie eine „gute“ Lösung einer Aufgabe auszusehen hat. Vielmehr ergaben sich durch die Übungen in Form von Selbsterfahrung und Selbstreflexion die Möglichkeit, mehr oder weniger selbst den Wert seines Ergebnisses erkennen und einschätzen zu lernen. Dabei spielte auch die „kollektive Pinwand“ eine wesentliche Rolle, auf der jeder Studierende seinen „Stammplatz“ hatte, um das Ergebnis der jeweils aktuellen Kurzübung offenzulegen. Als methodische „Schiene“ der Selbsterweckung zu einem räumlichen und körperlichen Vorstellungsbewusstseins hat sich eine bestimmte Art einer Faltschnitt-Technik bewährt, durch die sich aus einem Blatt Papier hochkomplexe plastische Gebilde herstellen lassen, ohne etwas wegzuschneiden oder dazuzufügen. Dabei können zwei bis drei Kurzübungen ausreichen, um die Hauptübung zu bewältigen, wobei es trotz unterschiedlicher Aufgaben

stellungen stets darum ging, mit Hilfe der Spielregeln der Faltschnitt-Technik differenzierte bauliche Gebilde zu entwickeln, die einen menschlichen Maßstab erkennen lassen.

Bevor ich aus zeitlichen Gründen das Kapitel Lehre abschließen möchte, um auch euch zu Wort kommen zu lassen, noch kurz ein allgemeiner Hinweis. Mir ist im Laufe meiner Jahre als Universitätslehrer aufgefallen, dass sich die Wahrnehmung der Studierenden in einer geradezu dramatischen Weise verändert hat. Dies spiegelt sich zum Beispiel in der optischen Wahrnehmung darin wider, dass Form, Größe, Proportion, Position und kompositorische Wesensmerkmale eines „augenscheinlichen“ Objekts kaum oder nicht mehr gesehen werden.

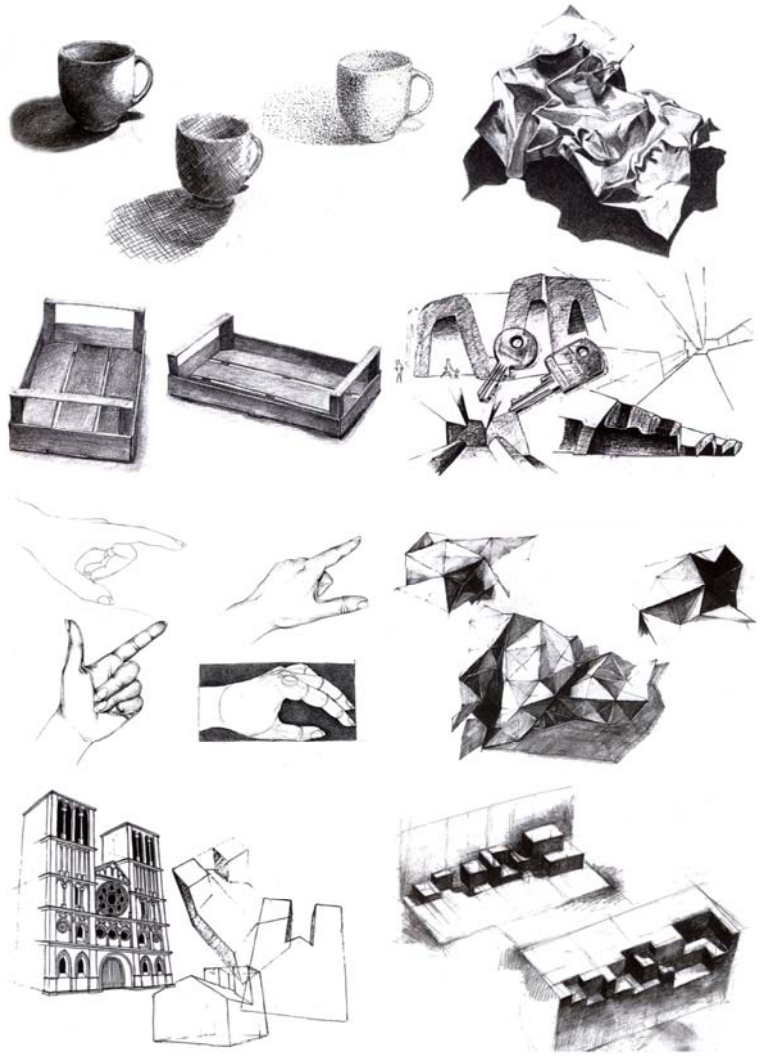
Als Beispiel dazu: Alle in dieser Abbildung dargestellten Treppen – es handelt sich um eine Einführungsübung in die Faltschnitt-Technik – wiesen vom Vorbild her jene Größe, Form,

Proportionen usw. auf, die im links oben aufscheinenden Foto ersichtlich ist. Lediglich die Positionierung dieses Objekts war freigestellt. Wenn man diese Übersicht durchgeht, wird erkennbar, dass kaum Zeichnungen zu finden sind, die wirklich dem Vorbild entsprechen, wobei in diesem Fall die Aufgabe ausdrücklich darin bestand, auf die augenscheinlichen Größen, Formen und Proportionen zu achten und nicht nur eine Treppe zu zeichnen, die so ähnlich ausschaut, wie das Vorbild. Die hier aufscheinenden Abweichungen vom Vorbild gab es bei ähnlichen vor 25 oder 35 Jahren durchgeführten Übungen nicht annähernd in diesem Ausmaß. Damals konnte man mindestens mit einer „Trefferquote“ von 30 – 40% „augenscheinlich richtigen“ Zeichnungen rechnen. In letzter Zeit hatten wir bei derartigen Testaufgaben bei etwa 200 Teilnehmern bis zu 0% „Treffer“, also wahrlich ernüchternde Ergebnisse, die die Studierenden selbst oft betroffen machten, weil sie erkennen mussten, dass sie regelrecht „blind“ waren, was das Sehen und zeichnerische Vermitteln des „Augenscheinlichen“ betraf. Ich scheue mich auch nicht in diesem Zusammenhang von einer Art „Analphabetismus“ zu sprechen. Auch wenn viele dieser Zeichnungen als Zeichnung einer Treppe recht gut gelungen erscheinen, es sind relativ viele dabei, wo weder Form, Größe oder Proportionen stimmen. Das heißt es handelt sich zu einem großen Teil um Phantasietreppen, wobei die Treppen-Zeichner und -Zeichnerinnen verblüffenderweise wirklich selbst nicht zu realisieren imstande waren, dass bezogen auf das konkrete Vorbild irgend etwas mit ihrer Treppe nicht stimmte. Je nach dem, wie so ein „Sehtest“ und „zeichnerischer Mitteilungstest“ ausfiel, war ich zumeist genötigt, noch weitere Übungen zu geben, um zumindest einen Teil der Studierenden im Sinne des „Lesens“ und „Schreibens“ von Formen, Größen, Proportionen und Plastizität auf die Beine zu bringen. Von meiner Seite aus gab es also ein bestimmtes Hilfsprogramm in Form einer Hilfe zur Selbsthilfe. Leider konnte ich meine Lehrmethode nicht an meine Nachfolger weitergeben, weil ich nur Tutoren und keine Assistenten zur Verfügung hatte, die bei mir sozusagen in die Lehre gegangen wären.

Worauf diese offensichtlichen Wahrnehmungsschwächen zurückzuführen sind, also die Unfähigkeit, sich zeichnerisch auszudrücken und die Ohnmacht, zu bemerken, dass Vorbild und Abbild kaum Übereinstimmungen aufweisen, vermag ich natürlich nicht zu sagen. Wahrscheinlich sind dafür mehrere Einflüsse verantwortlich, etwa die eingeschränkte bilderische Ausbildung in den Schulen, mangelnde Schulung des plastischen Sehens und geometrischen Vorstellens. So weisen viele Studenanfänger keinerlei Ausbildung in Freihandzeichen, Geometrisch Zeichnen und Darstellender Geometrie auf. Sie bildet auch keine Voraussetzung, um Architektur inskribieren zu können. Man stelle sich jemanden vor, der Musik studieren will, aber keine Noten lesen und kein Musikinstrument spielen kann, also wo nichts da ist, auf das man im Sinne der höheren Bildungsansprüche aufzubauen vermag. Eigentlich ist es unsinnig und unverantwortlich diesbezügliche „Analphabeten“, die im bildnerischen Sinne weder „Schreiben“ noch „Lesen“ können, den Zugang in eine höhere Bildungsanstalt zu ermöglichen, die auf diese Fähigkeiten aufbaut bzw. aufbauen möchte. Auch wenn ich immer wieder auf diese Diskrepanz hingewiesen habe, hat sich an unserer Fakultät nie der Bedarf durchsetzen können, durch eine Art „Aufnahmeprüfung“ zu klären, ob und welche Fähigkeiten im bildnerischen „Schreiben“ und „Lesen“ vorhanden sind.

Auf Grund der aus meiner Sicht bestehenden Symptomatik fehlender Grundvoraussetzungen für ein Architekturstudium, habe ich mich schon zu Schullers Zeiten nicht gescheut, die Sache als solche beim Namen zu nennen und nach Möglichkeiten „therapeutischer Maßnahmen“ zu suchen. Kollege Schuller, der gewissermaßen mein Lehrmeister war, hatte sich zunächst gescheut von „pathologischer Situation“ und der Notwendigkeit nach „Therapie-Formen“ zu sprechen. Doch er hat sehr bald eingesehen, dass ich mit meinen Hinweisen nicht ganz falsch lag und mich bei meinen Bemühungen unterstützt, methodische Strategien zu entwickeln, durch die so etwas wie ein Selbstfindungs- und Selbstbildungsprozess in Gang gesetzt wird.
Nun, irgendwann habe ich es aufgegeben, eine Änderung der Studienaufnahmebedingungen zu erwarten. Aus der Einsicht in die bestehende Symptomatik heraus versuchte ich, den Studierenden möglichst effektiv zu einem plastisch, räumlich-körperhaftem Sehen, Vorstellen und sich Ausdrücken zu verhelfen, also ihnen in dieser Hinsicht „Lesen“ und „Schreiben“ beizubringen. Dafür entwickelte ich eine spezielle Übungsstrategie, durch die sich die Teilnehmer im Rahmen einfacher Faltschnitt-Spielregeln phänomenologisch ein plastisches Vorstellungsbewusstsein erschließen können. Dadurch ist es möglich, sich auch ohne geometrische Kenntnisse oder solcher in Darstellender Geometrie spielerisch an die plastisch erscheinende Formenwelt heranzutasten und in ihr zu bewegen.

Zeichnerische Studien aus „Grundlagen der Gestaltung“



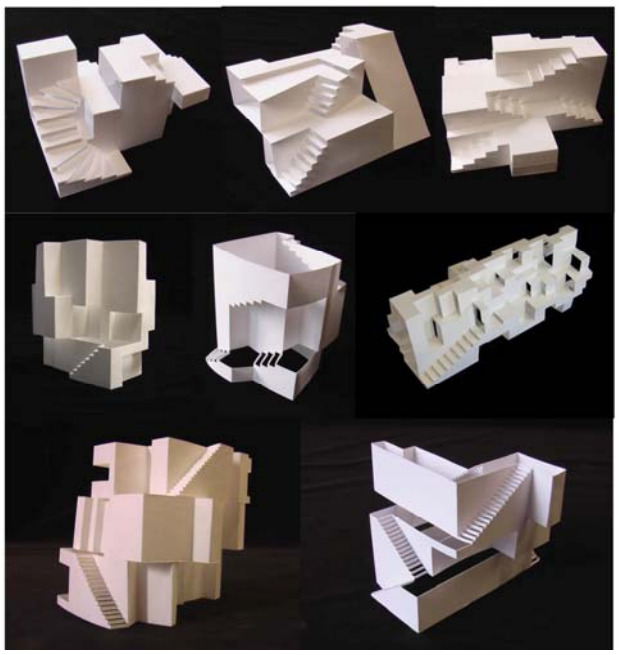
Hier einige Beispiele von Kurzübungen, die sich besonders bewährt haben, ein Bewusstsein für Form, Größe, Proportion den Studierenden zu helfen, in ein dreidimensionales Vorstellungsbewusstsein hineinzufinden und in dieser Hinsicht eine gewisse Beweglichkeit zu entwickeln. Es ging also nicht darum, sich als „Künstler“ zu profilieren und „selbst-gefällige „Zeichnungen zu produzieren, sondern sich im Sehen, plastischen Vorstellen und Zeichnen zu üben, im Sinne eines „tastenden Schauens“ und „plastizierenden Zeichnens“. Der künstlerische Look war also nicht das Ziel unserer Übungen, sondern durch ernsthafte Beschäftigung die Disziplin des Sehens und Zeichnens zu erlernen.

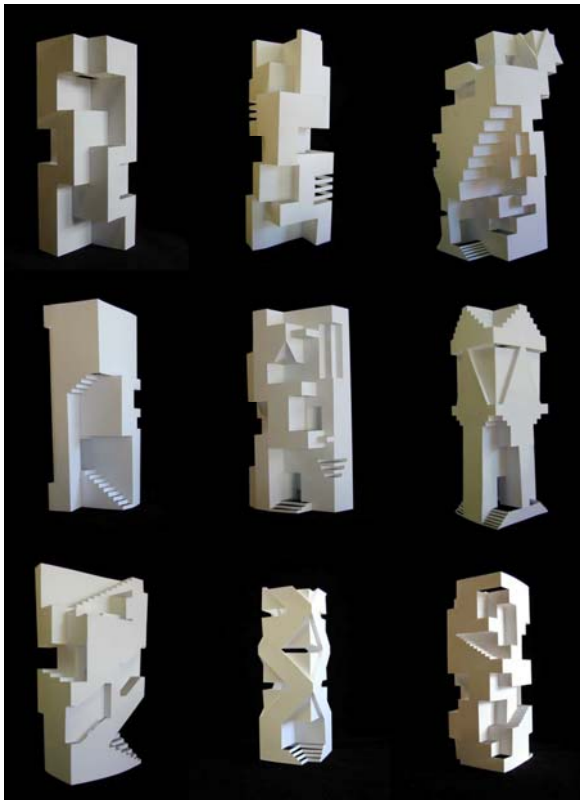
Trotz jahrelanger Lehrerfahrung war es immer wieder eine Herausforderung mit dem Massenbetrieb zu Recht zu kommen. So hatte ich in meinem letzten Zyklus 2008/09 der „Grundlagen der Gestaltung“ 265 Teilnehmer zu betreuen, was sich nur durch eine über zwei Tage laufende Gruppeneinteilung umsetzen ließ. Zum Schluss standen mir eine Tutorin und ein Tutor als Unterstützung zur Verfügung. Obwohl sie selbst die Grundlagen der Gestaltung hervorragend bewältigt hatten, war es für sie relativ schwer, sich als „Lehr-personen“ im Sinne des Konzeps meiner Lerhmethode einzubringen, weil ein großer Unterschied darin besteht, selbst eine Aufgabe bewältigen zu können oder jemanden pädagogisch unter die Arme zu greifen, damit er „Lesen“ und „Schreiben“ lernt.

So hat zum Beispiel unsere „kollektive Pinwand“ mit den Stammplätzen der Teilnehmer ausgesehen, auf der die Ergebnisse der wöchentlich fälligen Kurzübungen und der Hauptübung anzubringen waren. Sie hat sich bestens bewährt, um nicht nur mir eine Übersicht über die erbrachten Leistungen zu verschaffen, sondern auch den Studierenden die Möglichkeit einer vergleichenden Betrachtung zu geben, wo sie mit ihren Ergebnissen lagen.

Beispiele von Hauptübungen aus „Grundlagen der Gestaltung".

Die Aufgabe bestand darin, durch koordiniert gesetzte Einschnitte und Falze – ohne etwas hinzuzufügen oder wegzuschneiden – ein „Faltschnittmuster" zu entwickeln, das sich dafür eignet, aus einem Zeichenblatt eines bestimmten Formats die Erscheinungsform eines differenzierten Baukörpers herzustellen, mit integrierten Gestaltungselementen, die einen menschlichen Maßstab erkennen lassen.



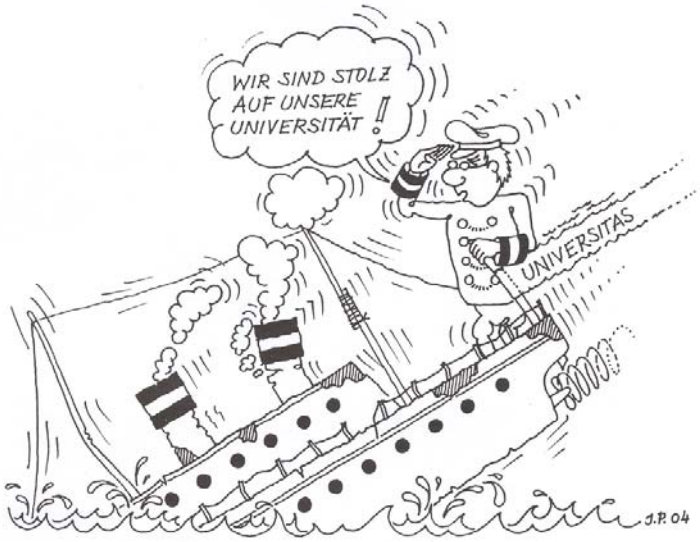


Hier einige Beispiele im Rahmen der „Faltschnittmuster-Philosophie" absolvierter Hauptübungen.

Ich weiß natürlich nicht, ob und inwieweit ihr euch bewusst seid, dass das UOG 2002 in der „geschützten Werkstätte" der Universität zu dramatischen Veränderungen geführt hat. Darunter fällt auch das Thema „Ent-Demokratisierung", das ich schon kurz angesprochen habe. So gibt es seit damals eine offiziell auch so bezeichnete „monokratische Struktur" mit einem „Monokraten" an der Spitze – dem Rektor, und die erwähnte Drittelparität aus dem „goldenen Zeitalter" der Hochschuldemokratie ist Geschichte. Potentiell steckt in dieser „Monokratie" freilich ein durchaus nicht leicht zu nehmender Sprengstoff, nämlich jener der Autokratie oder Diktatur. Seit dieser Zeit ist das Mitspracherecht bzw. die Mitsprachemöglichkeit der Mitarbeiter – von der Professorenschaft bis zu den Studierenden – der Universität nicht mehr annähernd so, wie vorher. Ich möchte als „Zeitzeuge" auf die daraus resultierende Problematik nicht näher eingehen und lediglich durch die folgenden Karikaturen auf gewisse Themen aufmerksam machen. Nachdem ich im monokratischen System „mitsprache-los" geworden war, verlegte ich mich darauf, meine Eindrücke und meine Kritik auf diese Weise zum Ausdruck zu bringen.

Die ersten beiden Karikaturen beziehen sich auf die Schlagzeilen zweier Uni-Beilagen in der Tiroler Tageszeitung, die ich als Art Werbebeilage bezeichnen möchte. Ich sehe in ihnen den Versuch, die Universität Innsbruck als Produkt darzustellen und zu bewerben, man könnte auch sagen zu propagieren, das es de facto nicht gibt. So ist für die Beilage typisch, dass darin ausschließlich hervorragende Leistungen dargestellt werden. Demnach ist die Universität eine

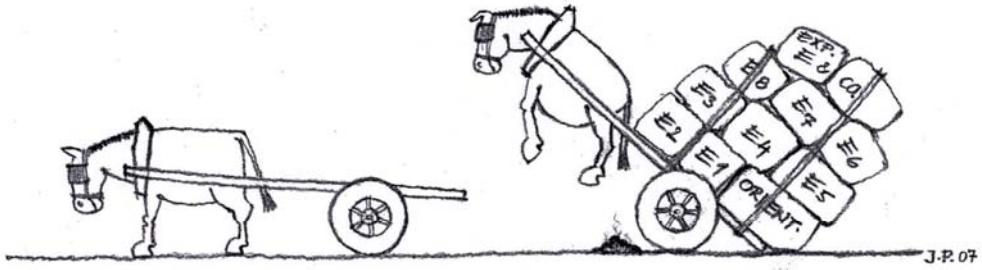
Institution, die keinerlei Schwächen oder Mängel aufweist, was wahrlich sehr beruhigend erscheint. Als Insider, der die „geschützte Werkstätte“ der Universität sehr wohl zu schätzen weiß, sehe ich diese einseitige „Propaganda“ allerdings sehr kritisch und natürlich nicht gerade förderlich, im Sinne von Selbstreflexion und konstruktiver Selbstkritik auf die Beine zu kommen, um, wenn nötig, von innen her so etwas wie eine Reformation oder Transformation in Gang zu bringen.



Der Ausspruch „Wir sind stolz auf unsere Universität!“ stand als Schlagzeile auf dem Titelblatt einer dieser TT-Beilagen und stammt von Rektor Gantner, der als Wirtschaftswissenschaftler wesentlich dazu beigetragen hat, die Universität zu „vermarkten“, wozu letztlich auch besagte Werbebeilage dienen sollte. Manche der Titelseiten muteten wie Wahlplakate an, auf denen sich der Rektor in einem großen Bild oder bis zu drei kleinen präsentierte.

Als sich das UOG 2002 und die daraus resultierende monokratische Struktur demotivierend auf die universitären Mitarbeiter auszuwirken begann, rief der an der Macht befindliche

„Monokrat“ Gantner auf der Titelseite einer Uni-Beilage der Tiroler Tageszeitung zur „Remotivation“ auf. Auf Grund des Leitartikels kam mir spontan ein Bild in den Sinn, das mich zu dieser Zeichnung veranlasste. Man beachte jenen mit Taucherbrille und Schnorchel ausgestatten Ruderer, der in etwa meinen Status als unkündbaren Mittelbauler ausdrückt, während sich andere im Boot Befindliche ganz schön in Bedrängnis befinden, weil ihnen die Luft auszugehen droht. Der „Kapitän“ freilich scheint von dem, was sich in seinem Boot der „Universitas“ abspielt nichts mitzubekommen oder mitbekommen zu wollen.



"Vom Studenten zum Absolventen….."

oder

"Das konstruktive Prinzip des Studienplans für Architektur an der Universität Innsbruck"

2007 sah ich mich als „Mitspracheloser“ schließlich auf Grund des „Orientierungs-Desasters“ an der Architekturfakultät zu obiger Zeichnung angeregt, die den gegebenen Sachverhalt widerspiegeln sollte.

Insgesamt scheint mir die Fähigkeit der Selbstreflexion und Selbstkritik in den heiligen Hallen der Universität völlig abhanden gekommen zu sein, sodass viele Unzulänglichkeiten und Auswirkungen des bestehenden Systems nicht wahrgenommen werden und folglich auch nicht gegengesteuert wird.

Damit möchte ich diesen Abschnitt meines Vortrages zu einem Abschluss bringen, in der Hoffnung euch damit genug „Zündstoff“ für Fragen geboten zu haben, um in eine Diskussion überzugehen.

……

Frage: Was hast du jetzt für Pläne?

Nun, ich habe den Eindruck, dass wir in einer wahrhaft turbulenten Zeit leben, in der eine grundlegende Bewusstseinsveränderung wichtig wäre, die jeder zunächst in sich selbst vollziehen müsste. Ich bin mir sicher, dass ich in dieser Hinsicht noch einiges an Arbeit in Forschung und Lehre vor mir habe, etwa im Sinne der schon erwähnten Möglichkeiten einer Wahrnehmungs- und Bewusstseinsschulung, wobei sich meine Lehrtätigkeit künftig natürlich in einer anderen Form abspielen wird, wie bisher. Wie ihr vielleicht wißt, befinde ich mich als

Pensionist nunmehr im Status eines externen Lehrbeauftragten. Voraussichtlich werde ich mich aber mehr wie bisher auch im Rahmen außeruniversitärer Seminare einbringen.

Zum Thema des Anspruchs nach Veränderungen, vielleicht noch ein anderer Aspekt. Ich bin dereinst natürlich auch in diversen Kommissionen gesessen, etwa in der „Studien-Kommission“, in jener Phase der „Studienreform“, wo die Einführung des Faches „Orientierung“ vollzogen wurde. Damals musste ich zur Kenntnis nehmen, dass meine auf langjähriger Lehrerfahrung beruhenden Warnungen, dieses Fach einzuführen, einfach negiert wurden, nur weil ein „Newcomer“ – in diesem Fall Prof. Lackner, der natürlich als Architekt einen Namen aber von Pädagogik keine Ahnung hatte – sich dieses Fach einbildete. Damit wurde gewissermaßen mit kommissionellem Sanktus ein pädagogisches Konzept zerstört, das sich seit Bestehen unserer Fakultät bestens bewährt hatte. Diese radikale Änderung in der Studieneingangsphase führte nicht nur zu einer Eliminierung wesentlicher Grundlagen der architektonischen Gestaltung, was sich in der Folge noch ernüchternd auswirken sollte, sie spiegelte sich auch in der früher schon gezeigten Statistik wider, wo sich im Jahre der Einführung der „Orientierung“ ein signifikanter Anstieg der Studienanfänger abzeichnet. Die „Reformer“ hatten nämlich nicht bedacht, dass sich durch die gegebenen Rahmenbedingungen, die jedem „Orientierer“ nur durch den Besuch der Lehrveranstaltung für das erste Semester die Familienbeihilfe sicherte, über hundert Studenten aus anderen Studienrichtungen dazu anmelden würden.

Der in der Statistik aufscheinende Wert von etwa 325 Studienanfängern ist also auch cleveren Studenten zu verdanken, die Psychologie, Theologie oder was auch immer studierten oder sich als Maturanten nur deshalb für ein Semester Architektur inskribierten, um mit wenig Aufwand die Familienbeihilfe zu beziehen. Wie in der Kurve ersichtlich, haben die daraus resultierenden Gegenmaßnahmen erst nach Jahren zu einer gewissen Normalisierung geführt, aber die seriöse Einführungsphase in die Grundlagen der architektonischen Gestal-tung, wie sie vorher bestanden hat, war zu Grabe getragen. Um es auf den Punkt zu bringen, dieser radikale Eingriff in das bewährte Lehrsystem durch die Abschaffung des „Grund-seminars“ war ein schwerer Fehler. Dies wurde auch von etlichen Professoren und Assisten-ten so gesehen. Es gab auch eine Initiative, zum alten Modell der Einführungsphase zurückzukehren. Ein Grund warum dies nicht geschah, lag grotesker Weise darin, dass Kollegen Prof. Lackner nicht vor den Kopf stoßen wollten und hofften, die Orientierung würde sich schon noch „einspielen“. Essenziell verbessert hat sich freilich nichts, außer dass man sich an die Uneffektivität des Faches zu gewöhnen begann. Nach dem Tod von Prof. Lackner habe ich erneut auf die Chance aufmerksam gemacht, das ungeliebte „Orientierungs-Modell“ endlich zu Grabe zu tragen. Als mir von Professorenseite das Argument entgegen gehalten wurde, dass man so kurz nach Lackners Tod an „seiner“ Orientierungsidee nichts ändern dürfe, habe ich nichts mehr gesagt, aber mir vorgenommen, aus dem ganzen Schlamassel zu lernen. Von daher kann ich nur dringend appellieren, künftige Veränderungen im Studienplan nur dann zu vollziehen, wenn sie inhaltsbezogen einen Sinn ergeben, was freilich ein entsprechendes Bewusstsein voraussetzen würde, das ich vorläufig an unserer Fakultät nur in Ansätzen erkennen kann, allerdings nicht unter jenen, die das Sagen haben, sondern unter

„alten Hasen“, die in ein paar Jahren auch in den Ruhestand treten werden. Ich mache auch kein Hehl daraus, dass ich mir von der derzeitigen „Führungsmannschaft“, die nur sporadisch anwesend ist, im Sinne einer Sanierung des Studienplans keine essenziellen Fortschritte erwarte, weil sie sich zu sehr im Bewusstseinsfeld von Eigeninteressen und Imagepflege bewegen.

Ich habe jedenfalls für meinen weiteren Weg vorgenommen, zwar auf Altbewährtes zu bauen, aber auch zu beherzigen, meine Schritte so zu setzen, dass der Weg für Veränderungen offen bleibt, sofern inhaltlich ein Anspruch danach besteht und mir die daraus resultierenden Folgen sinnvoll und verantwortbar erscheinen. Ich werde mich also weiter mit Inhalten beschäftigen, auch mit jenen, die meine eigene Entwicklung betreffen. Derlei Bemühungen müssen freilich nicht gleich äußerlich sichtbar oder zur Schau gestellt werden, wie dies auf der Bühne der Architekturschaffenden üblich ist. Sie können sich auch in aller Stille abspielen, unaufdringlich sein und unbemerkt bleiben. So bin ich in diesem Hause relativ unbemerkt geblieben und kaum jemand hat mitbekommen, dass ich auf meinem Forschungsgebiet so etwas wie einen internationalen Ruf aufweise, den ich nicht wie allgemein üblich, an die große Glocke zu hängen versuchte. Natürlich ist das, was ich hier an Erkenntnissen anzubieten hatte, nicht „Mainstream“. Es ist unter den Studenten auch nur eine Minderheit, denen ich die Lehrinhalte aus „Randgebiete der Baukunst“ zumuten konnte, in denen es um die Phänomenologie materieller und immaterieller Wirklichkeiten ging, die mich über Jahrzehnte hinweg beschäftigte und wesentlich zu meiner Bewusstseinsentwicklung beigetragen hat. Aus meiner Erfahrung heraus würde ich somit raten, dass jeder die in unserer turbulenten Zeit notwenig erscheinenden „Reformen“ zunächst an sich selber, gewissermaßen im eigenen Wirkungsbereich durchführt. Es hat keinen Sinn vom herrschenden System zu erwarten, sich zu reformieren oder zu transformieren, denn dieses System ist inzwischen primär damit beschäftigt, sich selbst zu erhalten. Erwartet also bitte nicht, dass ihr von dieser Seite Unterstützung bekommt, um den angesprochenen Bewusstseinswandel zu vollziehen.

Vielleicht darf ich in diesem Zusammenhang darauf aufmerksam machen, dass soeben ein neues Buch von mir erschienen ist, in dem ich über bestimmte Erfahrungen im Rahmen meines eigenen Weges der Bewusstseinsentwicklung schreibe. Freilich würde ich es nicht empfehlen, wenn man mit dem Thema Bewusstseinsveränderung oder Grenzgebieten der Wissenschaften überhaupt nichts anfangen kann. Zum Einstieg in diese Thematik könnte ich mein auf unserer Instituts Homepage einsehbares Skriptum „Einführung in die Phänomenologie materieller und immaterieller Wirklichkeiten“ empfehlen. Dabei handelt es sich um eine Dokumentation über eine Lehrveranstaltung aus „Randgebiete der Baukunst“ und es geht daraus hervor, was wir praktisch gemacht, also welche Wahrnehmungs- und Betrachtungsübungen wir durchgeführt haben und was sich daraus an Erfahrungen und Einsichten ergeben hat. Das Schwierige an dem Thema Bewusstseinsveränderung und Wahrnehmungs-schulung, das mich in Zukunft noch weiter beschäftigen wird – ich gedenke dazu auch im außeruniversitären Rahmen Seminare abzuhalten – ist, dass sich die Phänomenologie, um deren Erschließung es geht, nicht rein über den Verstand vermitteln lässt. Das Verstandesbewusstsein, das wir den Konditionierungen durch unser Bildungssystem verdanken, kann

sich in diesem Zusammenhang sogar als Hindernis erweisen, um sich gewisse Erfahrungen zu erschließen. Zumindest erscheint mir die Überbewertung unseres Verstandesbewusstseins problematisch und eine Bewusstseinserweiterung, die über den Horizont des Verstandes hinausreicht, dringend nötig. Vielleicht darf ich in diesem Zusammenhang den ehrenwerten Albert Einstein zitieren, der dereinst auf Folgendes aufmerksam gemacht hat „Probleme, die durch unsere bestehende Denkweise erzeugt werden, können nicht auf derselben Denkebene gelöst werden“. Wenn euch dieser Hinweis einleuchtend erscheint, würde dies bedeuten, dass ihr euch im Sinne eines anderen Denkens oder Bewusstseins in Bewegung setzen müsst, wenn ihr zum Beispiel den Eindruck habt, dass in unserer Welt oder hier im Hause irgend etwas nicht stimmt. Ihr dürft diesen Hinweis durchaus so verstehen, dass die „Reform“ bei euch selbst beginnen muss. Ich habe den Eindruck, dass das bestehende universitäre System als Produkt des „alten Denkens“ so mit sich selbst beschäftigt ist, dass es wie „selbstgelähmt“ ist und keine Impulse einer zeitgemäßen oder zukunftsweisenden Strukturreform zu entwickeln vermag.

Wie erwähnt bin ich dereinst in der Studienkommission gesessen und habe vergeblich versucht, meine Erfahrungen in die vom Ministerium verordnete Reform einzubringen. Es war also keine Reform, die inhaltlich begründet und von der Basis her angeregt oder beansprucht worden wäre. Vielmehr bestand der politische Wille und Auftrag dazu. Meine vorgetragenen Bedenken bezüglich der vorgesehenen Veränderungen im Studienplan, die auf jahrelanger Lehrerfahrung beruhten, sind also in der Kommssion negiert worden. Dies hat mich in der Folge bewogen, den mir notwendig erscheinenden „Reformbedarf“ ganz anders anzugehen und zu lösen und zwar in der Weise, dass ich im Rahmen jenes Spielraumes, der mir in meinem Lehrbereich zur Verfügung stand, meine Erfahrungen und Einsichten permanent im Sinne einer inhaltlichen und methodischen „Dauerreform“ einfließen zu lassen. Das heißt, ich habe auf alle Probleme, die aufgetaucht sind, direkt und unmittelbar reagiert, ohne mir dafür den Segen der Institution einzuholen. Ich bin in der „geschützten Werkstätte“ unserer Fakultät gewissermaßen in den Untergrund gegangen, um die mir auf Grund auftauchender Probleme notwendig erscheinenden Veränderungen in der Lehre sofort praktisch umzusetzen. Durch die daraus resultierenden Erfahrungen sehe ich mich berechtigt, euch darauf aufmerk-sam zu machen, dass Ihr nicht darauf warten müsst, bis sich irgend etwas im System oder im Studienplan ändert. Ihr könnt in jenem kleinen Spielraum, der euch im Rahmen eures Assistentenposten zur Verfügung steht, fortwährend eure inhaltlich notwendig erscheinende Reform verwirklichen. Wenn das mehrere im Hause tun würden, also so etwas wie eine „kritische Masse“ im Lehrkörper entsteht, könnte sich unter Umständen ein Bewusstseins-potential ergeben, das von innen heraus über reformierte Inhalte zu einem Umbruch im herrschenden System führt. Ich selbst werde solange mir noch die Möglichkeit dazu geboten wird, in diesem Sinne weiterarbeiten.

Ich möchte nicht verhehlen, dass es zu meinen Arbeiten internationale Reaktionen gibt, die völlig anders geartet sind, wie die in unserem Haus. Dies ist mir erst so richtig bewusst geworden, als es um meine Habilitation ging. Auf Grund der Tatsache, dass es vor ein paar Jahren in diesem Hause zur ersten Habilitation einer Frau kam, sowie den Umständen und

Voraussetzung, die zu diesem universitären Karrieresprung führten – es reichte nämlich eine dünne Broschüre dafür aus, weil ein politischer Auftrag bestand, die erste Frauen-Habilitation an dieser Fakultät zu ermöglichen – , haben mich Kollegen darauf angesprochen, dass es für mich doch ein Leichtes sein müsste, auch zu solchen Ehren zu kommen, weil ich doch genug publiziert hatte, um zu einer sogenannten Sammelhabilitation zu kommen. Außerdem hatte ich gerade ein relativ umfangreiches Werk ins Internet gestellt, das als mögliche Habilitationsschrift in Frage kam. Letztlich musste ich aber zur Kenntnis nehmen, dass bezüglich Habilitationsverfahren offenbar unterschiedliche Regeln herrschen. So ist meine Arbeit bei jenen Personen, die für eine Vorbeurteilung vorgesehen waren, über zweieinhalb Jahre lang ungelesen liegen geblieben. Natürlich habe ich mehrfach versucht, mein Anliegen in Erinnerung zu rufen. Da die Zeit meiner Pensionierung immer näher rückte, bat ich darum, wenigstens das Vorwort – es handelte sich um vier Seiten – zu lesen. Auch dies war nicht möglich, sodass ich mein Werk schließlich wieder abgeholt habe.

Nach wie vor bleibt es für mich rätselhaft, warum es die mit der Vorbegutachtung meiner Habilitationsschrift betrauten Personen – es handelte sich um Prof. Lootsma und Prof. Seifert – innerhalb von zweieinhalb Jahren nicht nötig fanden, wenigstens einen Blick hineinzuwerfen, was wahrlich kein gutes Licht auf unsere Fakultät wirft. Vielleicht lag es aber einfach nur daran, dass beide selbst keine wissenschaftliche Qualifikation aufweisen, weder in Form eines Doktorats noch einer Habilitation. Eigentlich war also ich es, der sich auf den absurden Deal eingelassen hatte, mich bezüglich meiner wissenschaftlichen Qualifikation von Personen beurteilen zu lassen, denen selbst der Nachweis dafür fehlte.

Nun, in meinem Fall war die Habilitation für meine Universitätskarriere nicht wirklich von Bedeutung, weil ich in meiner Position als Assistenzprofessor letztlich nicht darauf angewiesen war. Trotzdem erschütterte mich natürlich das offenkundige Desinteresse, sich der Sache in irgendeiner Weise anzunehmen. Wenn aber einer von euch die Habilitation braucht, um seinen Posten halten zu können, schaut die Sache natürlich ganz anders aus. In so einem Fall würde ich empfehlen, sich rechtzeitig um eine „Seilschaft“ zu bemühen oder euch in dieser Monokratie „hochzudienen“ oder irgendwie den Eindruck zu erwecken, unverzichtbar zu sein, sodass es zu einem Auftrag von Oben kommt, ein Habilitationsverfahren „durchzuziehen“, wie das in der Fachsprache so schön heißt.

Vielleicht noch etwas ganz anderes, was im Zusammenhang etwaiger Veränderung im Studienplan eine Rolle spielen könnte: Die Qualität der Lehre in Graz bestand darin, dass wir im Sinne des architektonischen Gestaltens, Entwerfens, Konstruierens, Organisierens „Schreiben“ und „Lesen“ gelernt haben. Dies erfolgte in so gründlicher Weise, dass ich heute, obwohl ich viele Jahre nicht mehr im architektonischen Bereich tätig bin, immer noch in diesem Sinne „Schreiben“ und „Lesen“ kann. Dadurch bin ich in der Lage, mir jegliche Architektur, egal ob irgend etwas Klassisches oder Modernes, in einer Weise zu Gemüte zu führen, dass ich nicht nur Sinnvolles oder Fragwürdiges darin zu sehen vermag, sondern mir auch eine fachliche Beratung im Rahmen von Entwurfs- oder Gestaltungsaufgaben möglich ist. Dies kann so weit gehen, dass ich als selbst nicht praktizierender Architekt von

Architekten oder Büros als Berater herangezogen werde. Ich erwähne dies deshalb, weil vielfach in diesem Hause die Auffassung herrscht, nur praktizierende Architekten wären befugt Architekturstudenten auszubilden.

Um dieses „Schreiben“- und „Lesen“-Lernen zu ermöglichen und nicht auf einem „Analphabetismus“ sitzen zu bleiben, bedarf es freilich eines entsprechenden Stundenrahmens an Grundlagen. Um das an unserer Fakultät bestehende Dilemma an einem Beispiel aufzuzeigen: Für die Grundlagen der Gestaltung in Form der dereinstigen über zwei Semester laufenden „Gestaltungslehre“ standen bei meinem Einstieg als Assistent sechs Stunden im Jahr zur Verfügung. Dann gab es noch zu Schullers Zeiten eine Kürzung auf fünf Stunden. Es folgte eine Reduktion auf nur ein Semester mit drei Stunden, um schließlich bei eine Stunde anzukommen. Diese Stundenreduktion wurde als „Reform“ verkauft, kam aber einer Vernichtung der Grundlagen der Gestaltung gleich. Zwar wurde dieses Fach bei der letzten Studienplanänderung wieder auf zwei Stunden aufgestockt, doch wenn man genauer hinschaut, verbirgt sich dahinter eine weitere Kürzung, denn die vorher laufende eine Stunde war mit 3 ECTs angegeben, während die nunmehr aufscheinenden zwei Stunden nur mehr 1,5 ECTs wert sind. Wie soll man, was die Grundlagen der architektonischen Gestaltung betrifft, auf diese Weise „Schreiben“ und „Lesen“ lernen. So ein Studienplan kann nur zu einem „Analphabetismus“ führen und wenn die „Herrscherkaste“ diese Problematik nicht sieht, müsste man sie eigentlich abwählen. Aber wie ihr wisst, ist Derartiges im Rahmen unseres Universitätssystems leider nicht möglich.

Frage: Würdest du heute einem Absolventen dieser Fakultät empfehlen, an der Uni Assistent zu werden?

Nun, ich maße mir nicht an, in die Biografie eines Absolventen eingreifen zu wollen. Ich kann freilich, wenn mich jemand fragen sollte, meine Erfahrungen schildern, und die sind vor allem was die Entwicklung dieser Instiution in den letzten Jahren betrifft, wahrlich nicht so positiv, wie sie sein könnten. Das heißt nicht, dass früher alles eitel Wonne war. Dies wäre schlichtweg unrichtig. Aber ich habe das – wie ich es nenne – „goldene Zeitalter“ der Hochschuldemokratie und seine Entwicklung erlebt. Leider aber auch deren Abschaffung. Und ich kann euch versichern, dass heute die Bedingungen für einen Assistenten erheblich schlechter sind, wie sie vor diesem „goldenen Zeitalter“ waren. Ich würde sogar sagen, dass es zum Teil menschenunwürdig ist, wie heute mit Assistenten oder „halben Assistenten“ umgegangen wird. Die in der Vergleichstabelle der Entwicklung von Studenten- und Betreuerzahlen angeführten Assistentenposten waren volle Posten, die nach 1995 zunehmend in halbe umgewandelt wurden, um mehr Lehrpersonal zur Verfügung zu haben, was sich letztlich für Assistenten und Studenten negativ auswirken sollte und mir auch aus humanitären Gründen als höchst fragwürdig erscheint. Denn, wie jeder weiß, ist es nicht möglich, von einem halben Assistentenposten zu leben, was dazu führte, dass die halbangestellten Personen sich nach einem zweiten Job umsehen mussten, um finanziell über die Runden zu kommen, ganz im Sinne des Spruches „zum Leben zu wenig, zum Sterben zu viel“. Psychologisch resultiert

daraus, dass so ein „halber“ Assistent gefährdet ist, sich nicht in der Weise in die Lehre einbringen zu können oder zu wollen, wie jemand, der voll und ganz Assistent ist, sich mit dieser Aufgabe identifiziert und darin aufgeht. Das heißt natürlich nicht, dass ich unterstellen möchte, jeder „halbe“ Assistent würde nur halbe Arbeit leisten. Trotzdem glaube ich, dass die Aufsplitterung in halbe Posten für den Niveauabfall in der Qualifikation der Absolventen mitverantwortlich ist. So haben Gespräche mit Studierenden, bei denen sie sich ihren Frust von der Seele reden konnten, ergeben, dass diese um die fundamentalen Schwächen unserer Fakultät weit mehr Bescheid wissen, wie uns lieb sein kann, und zwar nicht nur bezüglich des Studienplans, sondern auch was den Lehrkörper und seine Kompetenzen betrifft. Ich bin von einigen auch dahingehend „eingeweiht“ worden, dass sie grundsätzlich bestimmte Lehrpersonen meiden, weil sie entweder kaum erreichbar sind oder eine unübersehbare fachliche bzw. pädagogische Inkompetenz aufweisen.

Dienstvertrag

Auf Grund des Abschnittes III bzw. IV des Hochschulassistentengesetzes 1962, BGBl. Nr. 216/1962, in der derzeit geltenden Fassung, wird nachstehender Dienstvertrag abgeschlossen, auf den die Bestimmungen des genannten Gesetzes Anwendung zu finden haben:

1. Hochschule, die namens des Bundes mit Genehmigung des Bundesministeriums für Unterricht vom gem.Verordnung vom 12.3.1970 Zl. BGBl.Nr. 112, diesen Dienstvertrag abschließt: TECHNISCHE HOCHSCHULE IN GRAZ - DER REKTOR
2. Vor- und Zuname des Dienstnehmers: Jörg PURNER, Dipl.Ing.
3. Geboren am 15. 7.1944 in Telfes, Tirol
4. Wohnungsanschrift: 8010 Graz, Steyrergasse 139/III/10
5. Staatsbürgerschaft Österreich
6. Familienstand: ledig verh. seit -- mit --
7. Namen und Geburtsdaten der Kinder, die für eine Kinderzulage in Betracht kommen: --
8. Beginn und Dauer des Dienstverhältnisses: 1.10.1971 bis 31.10.1971
9. Lehrkanzel, Institut, für die der Dienstnehmer aufgenommen wird: Landw.Bauwesen und Ländl.Siedlungswesen
10. Beschäftigungsart: Vertragsassistent,
11. Hochschulstudium abgeschlossen am 16.6.1971 durch II. Staatsprüfung
12. Bisherige Dienstzeit als wissenschaftliche Hilfskraft, Vertragsassistent, Demonstrator: --
13. Beschäftigungsausmaß: vollbeschäftigt, teilbeschäftigt mit 42 Wochenstunden, das sind - v. H. der Vollbeschäftigung.
14. Monatsentgelt als Vertragsassistent, im 5. Verwendungsjahr:
    Monatsbezug S 5.513,--
    Haushaltszulage S -,--
    Kinderzulage(n) für Kinder S -,--
    Monatsbruttobezug: S 5.513,--
15. Allfällige Vorrückung in den höheren Bezug: 23. 5.1972
16. Der Dienstnehmer erhält weiters nach dem Bundesgesetz vom 21. September 1951, BGBl. Nr. 229, Eine Wohnungsbeihilfe von monatlich S 30.—.
17. Der Dienstnehmer wird auf Grund der geltenden Sozialversicherungsbestimmungen bei der Steiermärkischen Gebietskrankenkasse für Arbeiter und Angestellte in Graz, Josef-Pongratz-Platz 1, als Angestellter versichert gehalten.
18. Rechtsstreitigkeiten aus diesem Dienstverhältnis unterliegen den Bestimmungen des Arbeitsgerichtsgesetzes, BGBl. Nr. 170/1946, in der jeweils geltenden Fassung.

Graz, den 15.10. 1971

Der Dienstgeber: (Eigenhändige volle Unterschrift des Rektors) — Der Dienstnehmer:

Rektorat der Techn. Hochschule in GRAZ

Nachtrag zu obigem Dienstvertrag:

Das Dienstverhältnis wird mit Genehmigung des Bundesministeriums für Unterricht vom ..., Zl. ... für die Zeit vom ... bis ... verlängert.

..., den ... 19...

Der Dienstgeber: (Eigenhändige volle Unterschrift des Rektors) — Der Dienstnehmer:

Steierm. Landesdruckerei, Graz — 2480-70

Insgesamt habe ich den Eindruck, dass unsere Universität im Banne der „Computerisierung“ zu einer „Hyper-Bürokratie“ mutiert ist. Die prognostizierte und erwartete Vereinfachung in der Bürokratie, die im Zuge der Einführung der EDV erfolgen sollte, hat letztlich eine Verkomplizierung gebracht, die wie ja jeder von uns weiß, bizarrste Blüten treibt. Als Beispiel dazu: mein erster Dienstvertrag aus dem Jahre 1971 hat wie in der Abbildung ersichtlich ausge-sehen. Es handelte sich um ein beidseitig bedrucktes, mit Staatsadler und Stempelmarke versehenes DIN A4 Blatt, wo in relativ gut lesbarer Schrift alles Nötige geschrieben stand, einschließlich meines zu erwartenden Bruttogehalts. Als ich nach meinem

Ausscheiden als Universitätsassistent meinen ersten neuen Diensvertrag als Lehrbeauftragter für das Winter-semester 2009/10 erhielt, glaubte ich zunächst, nicht richtig zu sehen. Ich hatte einen Papier von zwölf Seiten mit zig Punkten in Händen, wo in kleinstgeschriebenem Text alles Mögliche an Paragraphen und Hinweisen zu lesen war. Ehrlich gesagt, ich habe Vieles überlesen oder nur bruchstückhaft verstanden, weil ich nun mal kein Jurist bin. In geradezu inflationärer Weise wurden hier Worte verwendet, um mich für ein Semester für zwei Stunden als Lehrbeauftragten einzustellen. Bitte wo ist in diesem Fall der Fortschritt? Die Frage konnte mir der zuständige Herr natürlich auch nicht beantworten. Eine derartige Verkomplizierung als Fortschritt zu präsentieren, wie es immer wieder geschieht, ist mir wirklich rätselhaft. Für jemanden, der von der Pieke auf gelernt hat, mit einfachen Mitteln möglichst Zweckmäßiges und Sinnvolles herzustellen, ist natürlich schwer nachvollziehbar, dass im Rahmen der heute zur Verfügung stehenden Mittel so viel Unsinn produziert wird. Und als „Zeitzeuge“, der über Jahrzehnte die Entwicklung des Universitätsbetriebs erlebt hat, erlaube ich mir das Urteil, dass heute Vieles, was in unserer Hochschulbürokratie produziert wird und erstaunlicherweise sogar als Rationalisierung verkauft wird, sinnlos ist. Aber offenbar wird dies von jenen, die diese Bürokratie aufgebaut haben und in ihr herrschen, ganz anders gesehen. Stellt euch nur einmal vor, wieviel Energie auf diese Weise vergeudet wird – Energie in Form von Geld, geistigen Ressourcen und Bewusstseinskräften – die wir gerade auf der Universität ganz anders einsetzen könnten.

Ich würde heute wahrscheinlich nicht mehr Architektur studieren, weil mir die Massen-produktion von Architekten in unserer Zeit nicht sehr sinnvoll erscheint. In unseren Tagen bedürfen wir ganz anderer Fachleute, um den offensichtlichen weltweit auftauchenden Probleme gegenzusteuern. Was die Beschäftigungsquote der Architekten betrifft gibt es bekanntlich recht ernüchternde Indizien. So werden laut Statistik von den Absolventen weniger als 3% selbstständige Architekten und auch die Aussichten überhaupt einen Posten zu bekommen, sind mehr als trist, von der Bezahlung ganz zu schweigen. Zu dieser Thematik hängt vor unserem Institut das wahrlich ernüchternde Ergebnis einer Erhebung. Trotzdem kann ich euch versichern, dass es für Architekturabsolventen auch ganz andere Möglichkeiten einer Beschäftigung geben kann. Als Beispiel dazu möchte ich meine Frau Brigitte anführen, die ich 1973 an unserer Fakultät kennengelernt habe und mit der ich seit 1980 verheiratet bin. Sie hat ein abgeschlossenes Architekturstudium und war einige Zeit in einem Architekturbüro in Innsbruck tätig. Allerdings musste sie dann auf Grund des eingetretenen Kindersegens – wir haben vier Söhne – ihre Architektur-Karriere abbrechen. Sie ist aber nach wie vor des „Lesens“ und „Schreibens“ im Sinne der schon erwähnten Ansprüche des architektonischen Gestaltens mächtig, da sie in dieser Hinsicht hier in diesem Hause noch eine wirklich fundierte Ausbildung erhielt, wodurch sie sich auch heute noch in der Lage sieht, kleine Projekte zu planen oder sich als architektonische Beraterin einzubringen. Inzwischen kann sie aber noch etwas ganz anderes. So ist sie als Dipl.Ing. für Architektur seit über zehn Jahren als „Humanenergetikerin“ tätig. Der Anspruch in dieser Richtung eine Ausbildung zu absolvieren ergab sich im Zusammenhang diverser Kinderkrankheiten, wo sich zeigte, dass im Rahmen der methodischen Ansätze der Schulmedizin einiges im Argen liegt. Zum Glück gibt es heute auf medizinischem Gebiet ein ganzes Spektrum an alternativen Möglichkeiten. Auf diese

Weise hat unsere Diplomingenieurin für Architektur ihre Fähigkeiten als Gestalterin im sogenannten „humanenergetischen Bereich“ entdeckt und ist auf diesem Gebiet der Harmonisierungskunst körpereigener Energien nunmehr seit über zehn Jahren selbstständig tätig. Für mich ist diese Tätigkeit eine Form von Heilkunst, auch wenn die Schulmedizin nach wie vor dazu neigt, *Heilen* und *Heilkunst* ausschließlich für sich zu beanspruchen. Freilich wäre für mich auch Architektur ein Medium, Heilsames zu bewirken, wenngleich die moderne Architektur aus meiner Sicht diesbezüglich herzlich wenig zu bieten hat.

Frage: Du hast früher kurz erwähnt, dass du als Mittelbauler nicht weiter aufsteigen wolltest. Warum war das so?

Ich danke dir für diese Erinnerung. Nun, ich bin schon in meinen frühen Jahren meiner Assistententätigkeit so etwas wie ein stiller Beobachter der Ereignisse und Entwicklungen an der Universität gewesen. Dabei ist mir aufgefallen, dass der Aufstieg in die „Oberliga“ mit bestimmten Folgen verbunden ist. Zum Einen geraten manche „Aufgestiegene“ offenbar in die Versuchung, mehr Einfluss und Macht ausüben zu wollen. Wenn dergleichen durch jemanden geschieht, der fachlich wirklich hoch qualifiziert ist und seine Kompetenzen einzuschätzen und entsprechend einzubringen vermag, ist dagegen natürlich nichts einzuwenden. In der Praxis treten in dieser Hinsicht freilich auch „Köpeniks“ auf, deren fachlichen Durchblick ich schlichtweg anzweifeln muss, zum Beispiel deshalb, weil ihr Aufstieg nicht auf fachlicher Kompetenz beruht, sondern primär auf Freunderlwirtschaft oder universitätspolitischen Interessen. Was sich im Laufe meiner Anwesenheit in dieser Form abgespielt hat, kann ich als Insider nur schmunzelnd oder kopfschütteld zur Kenntnis nehmen. Aber es gibt noch andere Aspekte, die mir das Aufsteigen in die Oberliga fragwürdig erscheinen lassen. So ist mir aufgefallen, dass Berufene oder durch Habilitation „Aufgestiegene“ dazu neigen, von der bestehenden Bürokratie „aufgefressen“ zu werden, sodass sie kaum mehr dazu kommen, in ihrem eigentlichen Kompetenzbereich tätig zu sein. Oder man ist dazu verurteilt, sich primär in der Imagepflege der Universität zu engagieren, etwa um „Auftritte“ zu absolvieren, in denen sich die Universität als elitäre Institution und Bildungsstätte darzustellen bemüht. Zur Erinnerung, aus meinem Schulkollegen Tillman Märk, von seiner fachlichen Qualifikation her Plasmaphysiker, ist inzwischen eine Art Oberverwalter dieser Institution geworden. Die Universität stellt demnach ein System dar – und das erscheint mir höchst fragwürdig – wo qualifizierte Eliten primär in der Verwaltung eingespannt sind, sodass sie Gefahr laufen, den Anschluss zur Weiterentwicklung ihres Fachbereichs zu verlieren. Auf diese Weise kann es geschehen, dass ein Assistent fachkompetenter als sein Chef wird, weil er wirklich über den aktuellsten Stand der Dinge Bescheid weiss. Es dürfte einleuchten, dass sich daraus oft verzwickte Situationen ergeben können. Aus eigenen Einsichten in solche Zusammenhänge habe ich für mich den Schluss gezogen, dass es gerade im Rahmen unserer Minifakultät nur bedingt sinnvoll wäre, in die Oberliga aufzusteigen, weil dadurch die Gefahr besteht, für Ämter vereinnahmt zu werden, für die mir die fachlichen Voraussetzungen fehlen. Außerdem würde ich mich jenen Arbeitsbereichen in Forschung und Lehre, in denen mich wirklich „zu Hause“ fühle, nicht

mehr in jenem Umfang widmen können, wie es mir notwendig und sinnvoll erscheint. Ich wollte also meine „Baustelle“ als engagierter „Mittelbauler“, dem vor allem das Vermitteln von Lehrinhalten im Sinne meiner pädagogischen Schiene der „Hilfe zur Selbsthilfe“ ein Herzensanliegen war, nicht verlassen, nur um mich akademisch höher zu qualifizieren. Früher waren freilich die Möglichkeiten als „Mittelbauler“ zwischen Studenten und Professoren zu vermitteln ganz anders wie dies heute der Fall ist.

Wahrscheinlich ist es für euch schwer vorstellbar, welche Verhältnisse zu jener Zeit geherrscht haben, als ich 1973 als Assistent nach Innsbruck gekommen bin. Damals waren wir noch nicht von den Bauingenieuren getrennt und wir bildeten gemeinsam die Fakultät für Bauingenieurwesen und Architektur. Das hatte Vor- und Nachteile. Einer der Vorteile war, dass die Bauingenieure den Architekten in vielerlei Hinsicht die Arbeit abgenommen haben, weil sie gewöhnt waren, sich in klar geordneten Bahnen zu bewegen, während es bei uns eher chaotisch zuging. Man könnte auch sagen, die Bauingenieure haben die Arbeit gemacht und die Architekten haben Feste gefeiert. Bei ihnen war so etwas wie Struktur und Logistik erkennbar, während bei uns eher die künsterische Schiene ablief. Am Erscheinungsbild der Zeichensäle konnte man dies sehr gut ablesen. Bei uns hat es zu dieser Zeit sechs Architektur-Zeichensäle gegeben, in denen die Studenten rund um die Uhr gewerkelt und zum Teil sogar gewohnt haben. Es waren in den Zeichensälen auch alle Einrichtungsgegenstände vorhanden, die man zum Wohnen, Kochen und Schlafen benötigte. Bei den Bauingenieuren dagegen herrschte totale Ordnung, sauber aufgeräumte weiße Zeichentische, in Reih und Glied, ein geradezu unvorstellbar steriles Ambiente für die schöpferischen Ansprüche eines Architekturstudenten. Bei uns war jeweils einer der Zeichensäle einem Institut zugeordnet, das sozusagen darüber die Aufsicht hatte. Damals gab es nur sechs Architektur-Institute. Unserem Institut war der Zeichensaal AZ II zugeteilt und wir konnten gewissermaßen darüber verfügen. Dadurch eröffnete sich der Spielraum für einen Lehrbetrieb, wo es auch möglich war, seminaristisch zu arbeiten und über Tage oder Wochen Arbeiten, die vor Ort zu bewerkstelligen waren, liegen zu lassen. Dies hat sich vor allem für unser Institut bewährt, weil wir zum Beispiel mit „Gestaltungslehre“ Lehrveranstaltungen mit relativ vielen Teilnehmern zu betreuen hatten. Dieser Institutsbezug der Zeichensäle wurde in den Siebzigerjahren allmählich aufgelöst. Lediglich unser Institut hielt aus praktischen Gründen an diesem Brauch fest, weil uns keine andere Lösung einfiel, wo wir sonst unsere Massenlehrveranstaltungen hätten abhalten sollen.

Vielleicht noch ein kurzer Rückblick, welche Institute es bei uns früher gab: Im dritten Stock befand sich das „Institut für Zeichen und Malen“, geleitet vom akademischen Maler Prof. Josef Stoitzner mit seiner Assistentin Inge Pohl. Im selben Stockwerk war das „Institut für Städtebau und Raumordnung“ stationiert, Vorstand Prof. Franz Heigl. Im zweiten Stock befanden sich das „Institut für Hochbau und Entwerfen“ unter Leitung Prof. Robert Weinlich und das „Institut für Raumgestaltung und Entwerfen“, unter Prof. Otmar Barth. Im ersten Stock waren die Institute „Gebäudelehre und Entwerfen“ unter Leitung von Prof.Alfred Wanko sowie unser „Institut für Baukunst und Bauaufnahmen“ unter Prof. Johannes Daum untergebracht. Außer unserem akademischen Maler Stoitzner waren alle Ordinarien Architek-

ten mit Doktorat, wiesen also alle eine wissenschaftliche Qualifikation auf. Es war damals noch üblich, dass die Professoren sich primär vor Ort befanden und auch desöfteren in den Zeichensälen auftauchten, um sich bei einem Kaffee oder einem Glas Wein über die Sorgen und Nöte der Studenten zu informieren oder sonst irgendetwas zu besprechen. Es herrschte also ein von der Oberliga der Professoren bis zur Unterliga der Studierenden reichender „Familienbetrieb“, wobei sich allerdings nicht alle Ordinarien in diesem Sinne engagierten.

In der Regel waren alle Professoren zumindest einige Stunden lang im Haus. Es wäre damals schwer vorstellbar gewesen, dass Ordinarien primär durch Abwesenheit glänzen, um ab und zu ihre Besuche abzustatten bzw. ihre „Auftritte“ zu veranstalten, wie dies heute üblich ist. Die Präsenz der Professoenschaft war also normal und wurde von den Studenten auch kontrolliert. Ich erinnere mich an Professor Heigl, der in Graz ein Büro laufen hatte, der diese Regel zu durchbrechen versuchte. Dies äußerte sich darin, dass er an einem Vorlesungskonzept bastelte, bei dem er den Studierenden über Video seine Botschaften bezüglich seiner „Methodologie des Städtebaus“ verabreichen wollte. Dadurch glaubte sich Heigl imstande, auch in seiner Abwesenheit Vorlesungen abhalten zu können. Daraufhin haben Studenten mit ihm das Gespräch gesucht, um ihn auf den Sachverhalt aufmerksam zu machen, dass er durch seine Venia verpflichtet ist, persönlich seine Vorlesungen abzuhalten. Selbiges würde auch in seinem Berufungsvertrag stehen. Doch der Ordinarius für Städtebau glaubte sich nicht daran halten zu müssen, worauf die Studenten im Ministerium anriefen, um auf den Sachverhalt aufmerksam zu machen. Daraufhin hat sich Prof. Heigl einen ministeriellen Rüffel eingehandelt, durch den er sich genötigt sah, öfters anwesend zu sein. Der Fall wiederholte sich und es traten noch weitere Probleme mit dem Vorstand des Institutes ein, die sich auf seine äußerst fragwürdige Prüfungspraxis bezog, welche Studierende reihenweise nach Wien zur Prüfung reisen ließ. Da keine Verbesserung in Sicht war, stand eines Tages an der Brüstung im dritten Stock zu lesen: „Heigl raus“. Der Konflikt endete schließlich damit, dass Prof. Heigl aus gesundheitlichen Gründen seinen Posten räumte.

Eine andere Art des Protests von Studenten, die mit dem Lehrbetrieb unzufrieden waren, bestand zum Beispiel darin, dass sie das „Institut für Hochbau und Entwerfen“ besetzten, was zu überraschend schnellem Einlenken durch den Ordinarius Prof. Weinlich führte. Freilich muss man sich vorstellen, dass es zu dieser Zeit eine sehr wachsame Fachschaft der Architekturstudenten gab, die sofort aktiv wurde, wenn etwas nicht so lief, wie es hätte laufen sollen. Heute sind jene, die damals Rädelsführer dieser aufbegehrenden Studenten waren, alle etablierte Architekten, etwa die Architekten Reitter, Honold und Pendl. Damals herrschte in unserer Fakultät einfach eine völlig andere geistige Atmosphäre wie heute. Es war eine Lebendigkeit und Begeisterung vorhanden, die sich im Laufe der Jahre irgendwohin verflüchtigt haben muss.

Sämtliche vom Mittelbau immer wieder eingebrachten Anregungen, im Zusammenhang der Studienanfangsphase einen „Filter“ im Sinne einer Art Eignungstest einzubauen, durch den zumindest ansatzweise gesichert war, dass wirklich nur jene das Architekturstudium beginnen, die bestimmte Voraussetzungen dafür mitbrachten, wurden von der Obrigkeit stets

abgelehnt. Erst jetzt beginnt es allmählich auch in den höheren Etagen zu dämmern, dass es so nicht weitergehen kann und vielleicht doch eine Vorselektion einen Sinn machen könnte, nicht, indem die Neuankömmlinge durch irgend eine Schablone gepresst werden, um die „guten“ und „schlechten“ Studenten herauszufinden. Ich denke da eher an eine Eingangsphase, wie sie dereinst im „Grundseminar“ und „Gestaltungslehre“ praktiziert wurde. In diesen Lehrveranstaltungen wurde den Studienanfänger die Möglichkeit geboten, selbst zu entdecken, wo sie mit ihren Fähigkeiten angesiedelt sind. Ich darf in diesem Zusammenhang an unsere „Pinwand“ erinnern, die sich in hervorragend bewährt hat, die eigenen Leistung einschätzen zu lernen. Allwöchentlich wurden auf ihr alle Ergebnisse der Kurzübungen ausgestellt und dienten als Orientierungshilfe, welche Leistungen erbracht wurden. Schon nach wenigen Wochen konnte man auf diese Weise ablesen, wer gut oder fragwürdig unterwegs war oder auf Grund seiner selbst eingesehenen Leistungsdefizite bereits das Handtuch geworfen hatte. Ursprünglich war diese „Pinwand“ freilich nicht für diesen Prozess der Selbstselektion vorgesehen. Auf Grund des Massenbetriebes war ich eher aus Verzweiflung darauf gekommen, um mir selbst eine Übersicht über die wöchentlich abgelieferten Arbeiten zu verschaffen. Doch diese „Pinwand“ sollte sich sehr bald auch als Hilfe zur Selbsthilfe bewähren, um aufzuwachen, wie es um die eigenen Fähigkeiten und jene der Kollegenschaft stand. Und sie wurde eine Art „Spiegel“ und „Filter“, durch den sich die hoffnungslosen Fälle selbst als solche erkennen und ausscheiden konnten.

Zum Thema Massenbetrieb noch eine Bemerkung: Stellt euch bitte eine Schulklasse mit 265 SchülerInnen vor. Es wird doch jedem klar sein, dass es unmöglich ist, jeden bzw. jede mit der „frohen Botschaft“ in Form der vorgesehenen Lehrinhalte zu erreichen und zu versorgen. Es dürfte auch einleuchten, dass sich auf diese Weise jenes „elitäre Niveau“ schwerlich erreichen lässt, von dem gerade im universitären Zusammenhang so gerne die Rede ist. Ich möchte also nicht verhehlen, dass meine Bemühungen den Massenbetrieb methodisch und didaktisch irgendwie in den Griff zu bekommen, einen Niveauabfall nicht verhindern konnten. Das heißt, trotz meiner jahrzehntelangen Lehrerfahrung ist es mir nicht ansatzweise gelungen, jenes Leistungsniveau zu erreichen, das zu einer Zeit möglich war, als wir als Assistententeam weniger als hundert Studienanfänger zu betreuen hatten.

Frage: Wie stehst du zur aktuellen Architektur und kommst du noch dazu, Entwerfen zu betreuen?

Vielleicht darf ich zunächst den zweiten Teil der Frage beantworten. Im Zuge der Ära Prof. Graefe erfuhr meine Mittelbau-Karriere ein gravierender Eingriff, indem mein Beschäftigungsprofil radikal geändert wurde. Das hing damit zusammen, dass Graefe an unserem Institut ein gut eingespieltes Assistenten-Team vorgefand, das alles, was an unserem Institut an Lehrinhalten zu bewältigen war, gemeinsam machte, bestehend aus Horst Hambrusch, Peter Knapp und mir. Natürlich waren dies Voraussetzungen, die einem neuen Ordinarius nicht unbedingt in den Kram passten und es zeigte sich bald, dass er sich mit unserem eingeschworenen Team relativ schwer tat. Zum Einen dürfte dies daran gelegen haben, dass

Hambrusch und ich den Status eines Assistenzprofessors hatten. Zum Anderen war es für ihn als „Nicht-Architekten“ schwierig, sich damit anzufreunden, dass unser Institut ein Spektrum an Lehrinhalten zu betreuen hatte, für das an anderen Universitäten eigenen Institute eingerichtet waren, etwa für „Bauaufnahmen“, „Entwerfen“ oder „Gestaltungslehre“. So wollte Graefe gleich zu Beginn seiner „Hofübernahme“ das Fach „Baukunst“ abschaffen, obwohl er sich für dieses Fach beworben hatte, was bei uns natürlich auf Befremden stieß, aber von Seiten des Ministeriums schlichtweg abgelehnt wurde. Daraufhin traf Graefe die strategische Massnahme – und das konnte er auf Grund seiner Funktion als Ordinarius – unser „Triumvirat“ im Sinne von „teile und herrsche“ aufzubrechen. Das heißt, Horst Hambrusch wurde mit „Bauaufnahmen“ und „Entwerfen“ betraut, während ich mich ausschließlich mit der Abteilung für Gestaltungslehre und dem Fach „Randgebiete der Baukunst“ beschäftigen sollte. Peter Knapp war vor allem als Handlanger Graefes vorgesehen. Dieser Schachzug der neuen Kompetenzenverteilung führte zu gravierenden Veränderungen in der Institutsstruktur, mit Konsequenzen, die mir nicht von Anfang an klar waren. So hatte ich ab sofort keine Möglichkeit mehr Entwerfen zu betreuen und nach der damaligen Rechtslage war es mir auch verwehrt, Diplomarbeiten zu betreuen. Freilich glaube ich nicht, dass Graefe dies beabsichtigt hatte. Dafür hat er sich in unserem Fakultätsbetrieb viel zu wenig ausgekannt. Das Spektrum meiner Lehrkompetenzen erfuhr durch diesen Eingriff jedenfalls eine deutliche Reduktion, wodurch der fachübergreifende Aspekt, der mir über Jahre hinweg ein Anliegen gewesen war, stark eingeschränkt wurde. Mir blieb ab diesem Zeitpunkt also die Leitung der Abteilung für Gestaltungslehre mit den Fächern „Gestaltungslehre“, „Gestaltungslehre-Seminar“ und „Probleme der Gestaltung“ und mein Spezialgebiet „Randgebiete der Baukunst“. Schwierig wurde es in „Gestaltungslehre“, wo der bereits erwähnte Massenbetrieb stattfand, bei dem mir vor dieser „Instituts-Struktur-Reform“ zwei Assistenten zur Seite standen. Dieses Manko konnte zumindest teilweise dadurch ausgeglichen werden, dass wir Tutoren einstellten. Ein Niveauabfall konnte dadurch freilich nicht verhindert werden, obwohl mir diese Tutoren zum Teil hervorragende Assistenten waren.

Ab diesem Zeitpunkt habe ich mich näher mit dem Thema „Wahrnehmung“ beschäftigt und meine Erkenntnisse nicht nur in „Randgebiete der Baukunst“, sondern auch in die Fächer „Gestaltungslehre-Seminar“, „Probleme der Gestaltung“, die später unter „Architektur und Wahrnehmung“ geführt wurden, einfließen lassen. Letztere Fächer waren Vertiefungsfächer zu projektbezogenen Gestaltungsthemen, die gelegentlich in kleinere Entwurfsaufgabe mündeten, also so gesehen habe ich den Bezug zum Entwerfen nicht ganz verloren. Eine Übungsaufgabe konnte aber auch darin bestehen, dass sich jeder Teilnehmer ein modernes Bauwerk auswählten sollte, das ihm vom ersten Eindruck her gefällig und gelungen erschien, um es dann in Ruhe im Sinne verschiedener architektonischer Kriterien zu analysieren. Solche Seminare liefen zum Beispiel unter dem Titel „Sinn und Unsinn architektonischer Gestaltung“ und waren dazu gedacht, die Teilnehmer zu einer kritischen Betrachtungsweise zu animieren, was die Gestaltung moderner Bauwerke betraf. Dabei wurden die Teilnehmer dazu angeregt, sich im Sinne des „Lesens“ ihres Anschauungsobjekts zu beschäftigen und sich bewusst zu machen, welche architektonischen Qualitäten, Vorzüge und Mängel ihr Bauwerk aufweisen. Dabei mussten die Studierenden vielfach zur Kenntnis nehmen, dass

auch prämierte oder hochgejubelte Projekte, die als Paradebeispiele moderner Architektur gehandelt werden, zum Teil vom Entwurfskonzept bis ins bauliche Detail geradezu erschütternde Mängel aufweisen. Diese Einsichten ergaben sich nicht, weil ich ihnen meine Sichtweise aufs Auge gedrückt hätte, sondern weil sie ihre Projekte im Sinne ihrer Wahrnehmungsqualitäten und den Kriterien Funktion, Konstruktion und architektonische Gestaltung durchleuchteten. Vielfach war die Überraschung über die entdeckten architektonischen Fragwürdigkeiten deshalb so groß, weil die Studenten zumeist Bauwerke ausgewählt hatten, die ihnen beim groben Hinschauen gefällig, modern oder sogar elitär und nachahmenswert anmuteten. Viele Teilnehmer mussten ernüchtert zur Kenntnis nehmen, dass architektonische Gestaltung heutzutage vielfach auf Show ausgelegt ist und in dieser Hinsicht ein eigener Formalismus gepflegt wird, der sich bei genauerem Hinsehen als höchst fragwürdig bis sinnlos erweisen kann. Spätestens seit der Neugestaltung des Kaufhauses Tyrol wissen wir aber, dass es offensichtlich möglich ist, einem Gebäude je nach Lust und Laune der „Experten“ ein anderes Gesicht zu verleihen, ohne dass sich in seiner Funktion etwas ändern muss.

Aus meiner Sicht wäre die Förderung der „Architektur-Kritikfähigkeit“ für ein Architekturstudium etwas ganz Essenzielles. Deshalb sehe ich mich zum „ketzerischen“ Hinweis veranlasst, dass für unsere „Mini-Architekturfakultät“ viel wichtiger wie die „Architekturtheorie“ das Fach „Architekturkritik“ gewesen wäre. Die Entwicklung einer Kritikfähigkeit, was an einem Bauwerk „gut„ oder „schlecht“, sinnvoll oder sinnlos ist, sollte meiner Auffassung nach nicht auf Grund theoretischer Überlegungen erfolgen, sondern über die praktische Anwendung der Wahrnehmung und den Erfahrungen, die sich daraus ergeben. Ich sehe also wenig Sinn darin, irgendwelche Statements von Architekten oder Architekturkritikern zu lesen, von denen ich noch nie etwas gehört habe, um mir ihre Theorien anzuhören und diese zu interpretieren. Vielmehr würde ich dazu raten, primär seine Sinne als Maßstab einzusetzen, um zu klären, was ein Bauwerk an Qualitäten zu bieten hat. Wie die Praxis zeigt, können auf diese Weise sehr ernüchternde Fakten zum Vorschein kommen und auch ein Bauwerk, das als „Stararchitektur“ vermarktet wurde, als Bluff enttarnen. Und ich kann euch versichern, dass es relativ leicht ist, in dieser Hinsicht fündig zu werden. Auf Grund meiner diesbezüglichen Erfahrungen könnte ich mir im Sinne einer Erkenntnispraxis, die sich auf die Phänomenologie der Wahrnehmung stützt, einen konstruktiven lehrmethodischen Ansatz vorstellen, der zu jener „Architektur-Kritikfähigkeit“ führt, die ich erwähnt habe. Die praktische Umsetzung dieser Lehrinhalte erscheint mir freilich nur durch eine Person möglich, die sich selbst in dieser Hinsicht sensibiliert hat, also dafür wahrnehmungs- und kritikfähig geworden ist. Jemanden, der selbst eine bestimmte Auffassung vertritt, wie zeitgemäße Architektur auszusehen hat, halte ich für nicht geeignet. Auch Personen, die zum Beispiel auf Grund ihrer Selbsteinschätzung selbst zur Elite der Architekturszene zu gehören, meinen, sie seien in der Lage ab sofort „Architekturkritik“ als Lehrinhalt anbieten zu können, würde ich nicht empfehlen. Denn als Grundvoraussetzung dafür sehe ich, auch selbst wirklich in differenzierter und umfassender Weise wahrnehmen zu können und kritikfähig zu sein, was die architektonische Qualität von Bauwerken betrifft, egal ob diese von irgend jemandem

oder von einem selbst stammen. Ich überlasse euch gerne das Urteil, ob sich in diesem Hause Personen befinden, die dafür in Frage kommen.

Aus der Praxis unserer Projekte zum Thema „Sinn und Unsinn architektonischer Gestaltung“ hat sich ergeben, dass sogenannte elitäre Architektur, die uns tagtäglich als Vorbild präsentiert wird, im Sinne ihrer Sinnhaftigkeit zu einem erheblichen Teil höchst fragwürdig ist. Manchmal erschien es sogar rätselhaft, warum bestimmte Bauwerke überhaupt als elitär gehandelt werden. Ich habe den Eindruck, dass der Grund dafür vielfach in der Vermarktung liegt. Ich weiß nicht, ob euch bekannt ist, dass die Büros von „Stararchitekten“ oder jene, die durch entsprechendes Marketing zu solchen gemacht wurden, zum Teil unglaubliche Werbebudets aufwenden, um ihre Imagepflege zu betreiben. Architekt Gustav Peichl, der sich bekanntlich auch unter dem Pseudonym Ironimus durch seine Karikaturen einen Namen gemacht hat, bringt diese Thematik dadurch auf den Punkt, indem er darauf verweist, dass der Ausspruch von Mies van der Rohe „form folows function“ heute in „form follows marketing“ umgewandelt werden müsste. Er dürfte mit dieser Aussage richtig liegen. Ich kann mir auch schwer vorstellen, dass bestimmte als elitär angepriesene Produkte der Architekturszene, ohne dieses Marketing überhaupt absetzbar wären. Nicht nur, dass so manches Bauwerk vom Sachverhalt her unsinnig, unzweckmäßig, unmenschlich, also für seine Benützer unzumutbar ist. Vielfach erfüllen sie nicht einmal fundamentale Kriterien im Sinne ihrer zugedachten Nutzung, oder die Nachhaltigkeit besteht darin, dass sie mit Folgekosten verbunden sind, die eine Kosten-Nutzen-Rechnung geradezu absurd ausfallen lassen. Im Rahmen dieser Symptomatik tue ich mir als „Kriegskind“ und „Hand-made-Hauses“-Typ relativ leicht, mich gestalterisch im Sinne von Sparsamkeit, Genügsamkeit und Einfachheit zu bewegen oder ein vorhandenes Bauwerk dahingehend zu überprüfen, ob und inwieweit sich darin spezifisch menschliche Bedürfnisse widerspiegeln. Ich weiß nicht, ob euch der Begriff „Handmade Houses“, wie er dereinst in Woodstock kreiert wurde, etwas sagt. Für mich sind es Beispiele einer Architekturphilosophie, die unmittelbar an menschlichen Ansprüchen ansetzten und nicht auf elitäres Imponiergehabe aus sind. Die auf diese Weise in den Siebzigerjahren in den USA entstandene alternative Architekturszene hat so manche Architekten inspiriert, wieder zu den Basics der architektonischen Gestaltung zurückzukehren, also zum menschlichen Maßstab der Raumgestaltung und den daraus resultierenden Ausdrucksformen. Leider kam es auch dazu, dass daraus wieder so etwas wie ein „Look“ und Formalismus wurde. Dies war einer der Gründe, warum ich mich im Rahmen meiner Forschungs- und Lehrtätigkeit zunehmend auf den Bewusstseinsspielraum der Wahrnehmung verlegt habe, weil es durch das Sinnesbewusstsein möglich ist, jede Art von Architektur nach ihrer Qualität zu durchleuchten, so subjektiv die Wertung dabei auch ausfallen mag.

Im derzeit veranstalteten Zirkus an Formalismen, wie ihn die Stararchitekten vertreten und der Maßlosigkeit, die dabei zelebriert wird, erscheint es mir besonders wichtig, zu den Wurzeln architektonischen Gestaltens zurückzukehren, also zu menschlichen Bezügen des baulichen Gestaltens, die letztlich auf Ansprüche der Sinneswahrnehmung beruhen, die sich nicht nur auf die optische Anmutungskomponente beschränken.

Vielleicht darf ich zur Fragwürdigkeit der Überbewertung des „innovativen Looks“ eines Projekts Folgendes erzählen. Seit vielen Jahren ist unser Institut so etwas wie eine Anlaufstelle für Stundenten, die das Bedürfnis haben, sich einfach einmal auszusprechen, um ihren Frust irgendwie loszuwerden. Ich erinnere mich an einen niedergeschlagenen Studenten, der kopfschüttelnd bei mir vorsprach, weil er überhaupt nicht mehr wusste, was er machen bzw. von sich und seiner fachlichen Kompetenz sowie jener seines Betreuers halten sollte. Er hatte im Rahmen eines Entwurfsprojekt im Dauerfeuer der Kritik eines Assistenten beschlossen, darauf in der Weise zu reagieren, dass er einen provokativ unsinnigen Entwurf abgab, nur um das Projekt abzuschließen. In der Erwartung eines „Nicht-genügend“ war er komplett aus dem Häuschen, weil seine Arbeit mit „Sehr-gut“ beurteilt worden war. Ein anderer wäre darüber froh gewesen. Dieser Student geriet freilich in eine tiefe Krise, weil er nicht mehr nachvollziehen konnte, nach welchen Spielregeln in diesem Hause bewertet wurde. Seine als „Mist“ geplante Arbeit wurde er vom Betreuer, der ihn zuvor wochenlang schikaniert hatte, ohne dafür Kriterien zu nennen, als „Meisterwerk“ beurteilt. Nun, ich kann mir gut vorstellen, dass so eine Erfahrung zu einiger Verunsicherung führen kann. Dies ist sicher ein krasser Fall. Aber als stiller Beobachter dessen, was sich in diesem Hause so alles abspielt, ist mir über die Jahre hinweg nicht entgangen, dass eine bestimmte Art von Architektur forciert und eine andere unterdrückt wird. So scheint es bei manchen Betreuern geradezu verpönt zu sein, Bauwerke mit senkrecht stehenden Wänden oder durchgehend rechten Winkeln zu planen. Man könnte regelrecht von einer Tendenz sprechen, Studierende bereits in der Orientierungsphase zu bestimmten Formalismen in Richtung „Alien-Architektur“ oder anderer organisch anmutender Objekte zu animieren und damit die Saat einer Irreführung zu säen.

Auf Grund der für mich in diesem Hause erkennbaren Entwurfsphilosophien habe ich seit Jahren versucht, meine Lehraufträge als Orientierungshilfe zu nützen, um in den Studierenden die Erfahrung zu erschließen, wie es um sein persönliches Spektrum der Wahrnehmung steht, um diese als Maßstab der architektonischen Gestaltung einzusetzen. Für mich war also wesentlich, jeden zu sich als Mittelpunkt seiner Welt zurückzuführen, um ihm beispielsweise die Erfahrung zu erschließen, wie sich vom Erlebnisgefühl her das Vorne und Hinten, Oben und Unten, Rechts und Links anfühlt. Fühlt sich das alles gleich an oder gibt es für verschiedene Raumesrichtungen unterschiedliche Empfindungen, die ich gewissermaßen als Maßstab einer Raumgestaltung einsetzen kann? Welche Wahrnehmungsregister spielen überhaupt mit, wenn ich als Koordinator meiner Wirklichkeitserfahrung unterwegs bin? Wenn man sich auf derartige Wahrnehmungsspiele einlässt, wird zum Beispiel jeder in seiner Weise entdecken, dass unser Raumempfinden nicht homogen ist und sich das Vorne und Hinten „substanziell“ anders anfühlen. Natürlich sind derartige methodische Ansatz für viele gewöhnungsbedürftig. Doch jenen, die sich auf dieses Bewusstseinsspiel der Selbstbesinnung auf die eigene Erlebnisfähigkeit eingelassen haben, steht nunmehr ein Erfahrungsfeld zur Verfügung, das sie wie eine Art „Schwimmreifen“ verwenden können, um über Wasser zu bleiben, wenn wieder einmal „große Wellen“ gefordert sind, um eine positive Note zu bekommen.

Nun, ich sehe mit Schrecken, dass meine vorgesehene Vortragszeit schon längst um ist, wenngleich ich noch alles Mögliche zum Thema Lehre sagen wollte. Ich danke für eure Aufmerksamkeit und Geduld und wünsche, dass es euch gelingen möge, euch alle weiteren noch anstehenden Fragen selbst zu beantworten oder auf die Möglichkeit zu setzen, die von den Veranstaltern vorbereitete Getränkeausschank als Forum dafür zu nutzen.